
**Was Sie schon immer über Gender
wissen wollten ...
und über Sex nicht gefragt haben**

Herausgeberinnen:
Leah C. Czollek, Heike Weinbach

Berlin 2003

Leah C. Czollek/ Heike Weinbach (Hg.)

**Was Sie schon immer über Gender wissen wollten ...
und über Sex nicht gefragt haben**

Alice-Salomon-Fachhochschule
Berlin 2003
ISBN 3 - 930523 - 16 - 7

Satz: *Britta Ruge, buero-im-norden.de, Berlin*
Druck: *Hinkelstein Druck, Berlin*

Einleitung: Leah Carola Czollek/Heike Weinbach: <i>Gender ist Theorie ist Praxis ist ...</i>	5
Babette Rohner: <i>Die Bedeutung von Gender in der aktuellen Diskussion</i>	8
Heike Weinbach: <i>der + die = die.</i> <i>Genus, Sexus und andere Sprachgeschichte(n)</i>	17
Gudrun Perko: <i>Fragend queer be/denken</i>	27
Edith Bauer: <i>Gender-Körper: Geschlechterdifferenz im Diskurs der Postmoderne</i>	43
Lydia Schambach-Hardtke: <i>Geschlechter-Vielfalt statt binärer Geschlechter-Normen.</i> <i>Eine Auseinandersetzung mit Judith Butler</i>	52
Silke Gahleitner: <i>growing up and (un)doing gender.</i> <i>Geschlechtsspezifische Sozialisation auf aktuellem Forschungsstand</i>	73
Leah Carola Czollek: <i>Frauen sind anders und Männer auch:</i> <i>über die Verschiedenheiten der Geschlechter</i>	85
<i>Kurzbiografien der Autorinnen</i>	94

Leah C.Czollek/ Heike Weinbach

Einleitung

Gender ist Theorie ist Praxis ist...

Ist der Begriff *Gender* vorrangig mit einer Theoriedebatte verknüpft, die in Zirkeln der Hochschulen geführt wird? Oder findet *Gender* zuallererst in der Praxis statt? Betrachten wir die Geschichte des Begriffs Gender, so sehen wir, dass die Praxisseite nicht ohne die Theorieebene gedacht werden kann. Diese Geschichte ist die Geschichte der Frauenbewegungen selbst, in Verbindung und im Austausch mit anderen sozialen Bewegungen (Friedensbewegungen, Antirassismusbewegungen, Gewerkschaftsbewegungen u.a.). Diese Geschichte beginnt bereits im 19. Jahrhundert mit Entstehung dieser Bewegungen. Es waren engagierte Frauen dieser Zeit aus unterschiedlichen Herkünften, die die Emanzipation und Gleichstellung der Frauen als praktisches politisches Ziel formuliert haben und Handlungsstrategien im Privaten wie im Politischen daraus entwickelten. Dabei ging es immer um konkrete Veränderung und Erweiterung von Handlungsspielräumen für Frauen: das Recht auf Arbeit und gleich bezahlte Arbeit, das Recht auf Abtreibung, das Recht auf Bildung, die Anerkennung von Frauenräumen und Reisemöglichkeiten u.v.m. In diesen Kontexten der Frauenbewegung ist auch die Soziale Arbeit entstanden. In den USA begannen mit Jane Addams und in Deutschland mit Alice Salomon Frauen, ein ganzes Berufsfeld zu erfinden und dieses auch als „Frauenberuf“ zu legitimieren. Die Theorien und Philosophien über Geschlecht(er) liefen dem voraus oder nebenher, auf alle Fälle aber veränderte die reale Praxis der Frauenemanzipation die Wissenschaft und Philosophie und war immer wieder Anlass, Emanzipation neu zu denken.

In der Bundesrepublik Deutschland erleben wir in den 1970er Jahren eine ähnliche Entwicklung. Mit Bezug auf die amerikanischen feministischen Theoretikerinnen entstanden an erster Stelle, lange vor der Entwicklung und Etablierung der Frauenforschung an den Hochschulen, zahlreiche konkrete Projekte und Selbsthilfeinitiativen in Form von Frauenzentren, Beratungsstellen, Gesundheitszentren, Frauenhäusern etc. Diese Projekte differenzierten sich mit Wahrnehmung der Unterschiede unter Frauen immer mehr aus: Es entstanden Projekte für Lesben, Migrantinnen, behinderte Frauen, Psychiatrieprojekte u.v.m. In den 1970er Jahren finden wir deshalb auch eine sehr praxisbezogene feministische Literaturlage in Deutschland. Als der Focus sich mehr auf den Begriff Geschlecht oder Geschlechterverhältnisse richtete, entstanden die ersten Männer- und Jungenprojekte.

Erst in den 1990er Jahren erreichte allmählich mit der breiten Rezeption der Diskussionen aus den USA der Begriff *Gender* ein größeres Publikum in Deutschland. Wesentlich zur Bekanntmachung haben auch die Weltfrauenkonferenzen beigetragen und das dort entwickelte und von der Europäischen Union übernommene Politikkonzept des *Gender-mainstreaming*. Feministischen Wissenschaftlerinnen war der Begriff *Gender* aus der englischsprachigen Literatur bekannt, wo er allerdings trotz des originären Sprachkontextes nicht selbstverständlich war, sondern bereits in den 1970er Jahren in seiner Verbindung oder Abgrenzung zum Begriff *Sex* debattiert wurde. *Gender* repräsentiert eine Entwicklungsgeschichte in einer engen Verzahnung von Theorie und Praxis. Die eine ist ohne die andere nicht vorstellbar. Theorie zeigt sich hier immer wieder als eigenständige Praxis, in der soziale und politische Praxen gedacht und über sie hinaus gesucht werden. Die Praxis zeigt sich als eine spezifische Reflexion der Theorie, die ihr vorausgeht oder aus ihr hervorgeht. Das eine lässt sich nicht in eins mit dem anderen setzen und dennoch können beide Seiten nicht völlig auseinander gedacht werden. *Gender* ist ein Begriff in Bewegung mit vielen Seiten und Reflexionsebenen. Diese wollen wir in diesem Buch, das aus einer Tagung hervorgegangen ist, zur Diskussion stellen. *Gender* wird in den Beiträgen als offenes Projekt befragt, reflektiert und in den Grenzen und Grenzüberschreitungen, Möglichkeiten und Unmöglichkeiten gedacht.

Babette Rohner diskutiert in ihrem Artikel die *Bedeutung von Gender in der aktuellen Diskussion* und betrachtet die „Vervielfältigung“ der Bedeutungen des Begriffs. Sie zeigt die unterschiedlichen Definitionen, die sowohl mit dem Begriff *Sex* als auch mit dem Begriff *Gender* verbunden sein können und wie diese in verschiedenen Kontexten der Frauenbewegungen gesehen wurden. Kritisch hinterfragt sie, welche neue Qualität der Begriff *Gender* hervorzubringen vermag. Sie stellt die Frage, ob die *Gender*-Diskurse dazu beitragen werden, dass Frauen und Männer ihr geschlechtstypisches Verhalten aufgeben werden.

Begriffe haben immer auch eine Sprachgeschichte. Der Vorgeschichte des *Gender*-Begriffs als Genus und Sexus und die Bedeutung der Sprache im *Gender*-Diskurs stellt *Heike Weinbach* zur Diskussion. Sie wirft dabei die Frage auf, wie wir denn und ob wir denn überhaupt über Geschlecht reden können, ohne uns festzulegen und gleichzeitig zu befreien?

In der Theoriedebatte wird immer wieder Judith Butler zitiert und rezipiert. Ihre Philosophie ist zentral für die *Gender*-Debatte geworden.

Lydia Schambach-Hardtke gibt einen Überblick über die zentralen Thesen von Butler, kommentiert darin gesehene Widersprüche und befragt die Philosophie Butlers nach ihren Konsequenzen und Möglichkeiten für die politische Praxis.

Edith Bauer nimmt die Thesen von Thomas Laqueur auf und beschreibt Probleme der Wahrnehmung von Geschlechtlichkeit und Körper.

Während *Gender* erst seit den späten 1980er Jahren Eingang in die bundesdeutsche Debatte gefunden hat, wird derweil in den USA bereits unter dem Stichwort *queer* über eine neue Richtung des Denkens oder Umdenkens von (Nicht-)Geschlechtern diskutiert. *Gudrun Perko* stellt in ihrem Artikel die Geschichte und Gegenwart von Queertheorien in den Kontext einer Kritik an Diskriminierungs-Positionen der Frauenbewegungen. Sie problematisiert, ob „queeres Handeln“ die Produktion neuer Ausgrenzungs- und Diskriminierungsmechanismen vermeiden kann.

In den Anfängen der neuen Frauenbewegungen spielte die Diskussion um Sozialisation und ihre kulturellen Konsequenzen eine prononcierte Rolle. Seitdem wurden viele Forschungsarbeiten auf diesem Gebiet publiziert. *Silke-Birgitta Gahleitner* gibt einen Überblick über den aktuellen Stand der Geschlechter-Sozialisationsforschung. In den Vordergrund stellt sie dabei den noch neueren Begriff des „doing gender“.

Im Zuge von Gender-mainstreaming ist der Bedarf nach Gender-Trainings in Organisationen entstanden. *Leah C. Czollek* reflektiert die Bedeutung von Verschiedenheit, Differenz, Pluralität für die Kompetenzen von Gender-TrainerInnen. Sie vermittelt Anregungen, wie in einem dialogischen Prozess mit Andersheit umgegangen werden kann, ohne neue Diskriminierungen zu produzieren.

Das Buch ist aus einer Tagung an der Alice-Salomon-Fachhochschule entstanden. Es handelte sich um einen ersten Versuch, Theorien von *Gender* PraktikerInnen der Sozialen Arbeit und Pflege bzw. künftigen PraktikerInnen zu präsentieren und über ihre Relevanz für die tägliche und mögliche Arbeit ins Gespräch zu kommen.

Wir bedanken uns ganz herzlich bei den Autorinnen für ihre Beiträge. Ilka Gatzemeier gilt unser Dank für die Korrekturarbeiten, Britta Ruge für das Layout.

Babette Rohner

Die Bedeutung von Gender in der aktuellen Diskussion

Im Titel meines Textes spreche ich hoffnungsvoll im Singular. Doch die eine, einzige Bedeutung von Gender gibt es nicht. Das hat verschiedene Gründe. Ein Grund ist sicherlich, dass Gender ein Modebegriff ist. Dies hat den Vorteil, dass viel über Gender gesprochen wird und den Nachteil, dass immer undeutlicher wird, was mit Gender gemeint ist. Von anderen Ursachen für die Unklarheiten des Begriffs Gender wird der folgende Text handeln. Vorausschicken möchte ich aber noch, dass es AutorInnen gibt, die die Unklarheit von Gender gar nicht nachteilig finden.¹

Die verschiedenen Bedeutungen von Gender

In den 1950iger Jahren des letzten Jahrhunderts aktivierte der Sexualmediziner John Money den Begriff Gender im Rahmen seiner Forschung über intersexuelle Menschen. Für ihn bedeutete Gender die „individuelle, soziale und juristische Zugehörigkeit zum männlichen oder weiblichen Geschlecht (oder gemischt) auf der Grundlage von physischen oder Verhaltenskriterien, die mehr als das genitale Kriterium und/oder das erotische Kriterium beinhalten.“² US-amerikanische Feministinnen nahmen in den 1970iger Jahren Gender in Kombination mit Sex in ihre Analysen auf, um das „soziale Geschlecht“ deutlich von dem „biologischen Geschlecht“ zu unterscheiden.

In Deutschland hielt sich die analytische Trennung von Sex und Gender länger unwidersprochen in den feministischen Diskussionen als in der US-amerikanischen Frauenbewegung. Erst durch Judith Butlers „Gender Trouble“ wurde Anfang der 1990iger Jahre in Deutschland eine breitere Auseinandersetzung darüber ausgelöst, dass auch die Wahrnehmung des biologischen Geschlechts keine gesellschaftlich unabhängige Größe ist.

Seitdem hat sich die Bedeutung von Gender vervielfältigt.

So wird zum Beispiel in „Gender Trouble“ Gender die meiste Zeit mit „Geschlechtsidentität“ und nicht mit „sozialem Geschlecht“ besetzt. Die HerausgeberInnen des Buches Queer Theory bevorzugen hingegen das Wort „Geschlecht“ als Übersetzung.³ Damit haben wir schon die Bedeutungen „soziales Geschlecht“,

¹ Vgl. Joan W. Scott: Die vielen Bedeutungen des Begriffs gender. In: Unipress, H. 109, Universität Bern 2001, S. 3

² John Money: Zur Geschichte des Konzepts Gender Identity Disorder. In: Zeitschrift für Sexualforschung, Stuttgart 1994, S. 26

³ Vgl. Annamarie Jagose: Queer Theory, Berlin 2001, S. 10f

„Geschlechtsidentität“ und „Geschlecht“. Nach Frey/Dingler wird Gender auch noch mit „Geschlechterverhältnis“ und „symbolische(m) Geschlecht“ übersetzt.⁴

Manchmal wird Gender auch in Abgrenzung zum Feminismus benutzt.⁵ Gender gilt als ein schicker, moderner und zukunftsweisender Begriff. Politisch ist Gender nicht anrühlich, nicht so belastet, wie z.B. Frauenforschung, die doch früher feministische Frauenforschung hieß. Die feministische Frauenforschung entsprang einer politischen Bewegung und daher wurde ihr gern vorgeworfen „unwissenschaftlich“ zu sein. Aber auch ansonsten hat es der Feminismus in Deutschland nicht vermocht, einen selbstverständlichen Platz in Politik und Wissenschaft einzunehmen. Gender hingegen ist – wie oben beschrieben – positiv besetzt.

Und es kann vorkommen, dass Gender schlichtweg für „Frau“ steht. „Der Begriff Gender (wurde, B.R.) auch einfach als Synonym für Frauen verwendet, manchmal um auszudrücken, dass man sich eigentlich mit den „kulturellen Konstruktionen“ der Frau oder der Weiblichkeit befasste, manchmal, weil es einfacher war, Geld oder einen Verlag zu finden, wenn im Titel eines Buches oder Projektes über Frauen der Begriff Gender vorkam.“⁶

Die Gewichtung von Gender in Bezug auf Sex und andere Kategorien innerhalb der neuen (west)deutschen Frauenbewegung

Um den verschiedenen Bedeutungen von Gender näher zu kommen, schlagen manche AutorInnen vor zu betrachten, „in welchem Verhältnis Sex und Gender zueinander stehen“⁷ und – in einem nächsten Schritt – „inwieweit die sex/gender Unterscheidung als eine analytische Trennung notwendig ist“⁸: Außerdem muss beachtet werden, dass es sich bei Gender um eine „relationale Kategorie“ handelt, die im Zusammenhang „mit anderen Kategorien sozialer Schließung wie Nationalität, Ethnizität, Alter, Klasse, sexuelle Orientierung zu denken“ sei.⁹

⁴ Regina Frey/Hannes Dingler: Was ist Gender? In: Die Tageszeitung v. 16./17.9.2000, S. VI

⁵ Vgl. Joan W. Scott: Die vielen Bedeutungen..., a.a.O., S. 2

⁶ Ebd.

⁷ Regina Frey/Hannes Dingler: Was ist Gender?, a.a.O.

⁸ Birgit Wartenpfehl: Dekonstruktion von Geschlechtsidentität - Transversale Differenzen, Opladen 2000, S. 22

⁹ Ebd., S.26

Sex und Gender Anatomie ist Schicksal

Wenn auch die Unterscheidung von Sex und Gender feministisch eingeführt wurde, um das Gedankengut *Anatomie ist Schicksal* zu überwinden, gab es trotzdem eine gewichtige Strömung in der neuen Frauenbewegung, die die Gebärfähigkeit der Frau als positives Schicksal wertete. Diese körperliche Potenz wurde als Grundlage für soziale Kompetenz gesehen. Die „neue Mütterlichkeit“, „neue Weiblichkeit“, „neue Innerlichkeit“ fand so viel Zulauf, dass z.B. auf der Sommeruniversität 1978 heftig darüber diskutiert wurde.¹⁰ 1987 erschien das „Müttermanifest“, welches erneut die Diskussion auslöste, welchen Stellenwert Mutterschaft hat. Die Autorinnen des Manifestes waren sich sicher, dass Mütter „im kreativen Austausch eine enorme Impulskraft für die Gesellschaft entwickeln können. Eine solche Öffentlichkeit ist nicht institutionell und anonym, sondern individuell und gemeinschaftlich zugleich.“¹¹ Für sie stand fest, dass eine Gesellschaft, die die Mütter stärkt, „bunt“ und „lebensfroh“ sein wird.¹² Das „Müttermanifest“ war auch ein Ausdruck der Strömung „Mütterzentren“. In einer ihrer Veröffentlichungen schreiben sie: „Das Wissen von Müttern, von den Werten, die sie im Zusammenleben mit ihren Kindern erleben und lernen, fehlt überall im öffentlichen Bewusstsein. Die Erfahrung von Schwangerschaft und Geburt, das Erleben des Heranwachsens und Heranreifens junger Menschen unter unserer Obhut, gibt Müttern die Chance, den inneren Zusammenhang zwischen Mensch und Natur täglich neu zu spüren.“¹³ Hier wird nicht zwischen biologischer und sozialer Mutterschaft unterschieden. Die biologische Mutterschaft aber führt zu einem bestimmten Kanon von Erfahrungen und Verhaltensweisen. Es bleibt nicht offen, welches Verhalten eine Mutter entwickeln wird. Sondern Mutterschaft führe, wenn sie gesellschaftlich nicht länger marginalisiert würde, per se zu einer „individuell und gemeinschaftlich zugleich“, „bunten“, „lebensfrohen“ und mit der Natur verbundenen Gesellschaft. Diese Erfahrung ist exklusiv Müttern vorbehalten und daher sind auch die kinderlosen Frauen und Männer schuld an der „institutionellen“ und „anonymen“ Gesellschaft, da diese beiden Gruppen „die tiefe Dimension

¹⁰ Vgl. 3. Sommeruniversität für Frauen e.V. (Hg.): Frauen und Mütter, 1978, S.274ff

¹¹ Müttermanifest (1987). In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 21/22, Köln 1988, S. 204

¹² Ebd., S. 202

¹³ Mütter im Zentrum – Mütterzentrum, zitiert nach: Ellen Swoboda: Es ist an der Zeit für eine neue Frauenbewegung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, H. 21/22, Köln 1988, S. 38

einer anderen Art zu kooperieren und dabei wichtige programmatische Perspektiven zu entwickeln“ nicht verstehen.¹⁴ Zeitgleich mit der „Neuen Mütterlichkeit“ entwickelte sich auch die Richtung der „Neuen Innerlichkeit“, die sich mit spirituellen Fragen und Fragen der Selbsterfahrungen aller Art beschäftigte: „Ich denke, dass Frauen, wenn sie sich selbst finden, wirklich in Harmonie mit der Erde, dem Feuer, dem Wasser, der Luft sind. Je mehr ich selbst umgehen lerne mit spiritueller Kraft, mit dieser Liebe zur Erde, umso mehr ist das auch ansteckend.“¹⁵ Ähnlich wie im Müttermanifest steht die Richtung der Entwicklung fest. Stellt sich die Harmonie mit der Natur nicht ein, gibt es immer noch den Ausweg, dass sich die Frau noch nicht ausreichend selbst gefunden hat. Eine Grundtatsache ist bei all diesen Vorstellungen von „Geschlechtscharakteren“ (Kant), dass die Unterscheidung von zwei sich gegenseitig ausschließenden Geschlechtern vorausgesetzt wird und dies nicht infrage gestellt werden kann. Wenn nur aus dem, was die beiden Geschlechter angeblich unterscheidet, die geschlechtsangemessenen sozialen Fähigkeiten und gesellschaftlichen Aufgaben abgeleitet werden, ist dies eine starre, unbewegliche Vorstellung von biologischem und sozialem Geschlecht. Die Entwicklung und die Verhaltensweisen, die nach diesen Vorgaben möglich sind, bewegen sich eng in den altbekannten Ideen über Weiblichkeit/Mutterschaft und Männlichkeit/Vaterschaft: die Mutter, Hüterin des Sozialen, der Vater, draußen in der kalten Welt. Es war offenbar nicht möglich, ohne ideologische Aufladung über Mutter- und Vaterschaft zu sprechen. Dies galt auch für die Vertreterinnen der konträren Auffassungen in der Frauenbewegung, die im Müttermanifest zum Beispiel nur einen Rückfall in konservative Frauenbilder sehen konnten.¹⁶ So wurde eine differenzierte Wahrnehmung der verschiedenen Anliegen, die im Müttermanifest geäußert wurden, unmöglich. Die Forderung danach, Zeiten für Politik-Ausübung familienfreundlicher zu gestalten, ist zum Beispiel nicht per se konservativ.¹⁷ Genauso wenig wie die Forderung nach besserer öffentlicher Kinderbetreuung oder einem Grundlohn.¹⁸

¹⁴ Vgl. Müttermanifest, a.a.O., S. 203

¹⁵ Gespräch mit Mary Daly. In: Sabine Zurmühl: Spirituelle Politik oder die Göttin ist ein Verb. In: Courage 12, 1982, S. 18

¹⁶ Ellen Swoboda: Es ist an der Zeit für eine neue Frauenbewegung, a.a.O.

¹⁷ Vgl. Müttermanifest, a.a.O., S. 205

¹⁸ Ebd.

Gender und Sex **Anatomie und Schicksal**

Mit dieser Gewichtung – das soziale Geschlecht im Mittelpunkt der Analyse – ist der zentrale Antrieb der neuen Frauenbewegungen in verschiedenen westlichen Ländern in den 1970er Jahren benannt. Die feministischen Aktionen und Analysen sollten beweisen, dass die Unterschiede in Persönlichkeit und Verhalten zwischen Männern und Frauen nicht naturgegeben sind, sondern ein reines Produkt der Erziehung im Patriarchat. Damit sollte der biologische Determinismus überwunden werden, der die Diskriminierung der Frauen mit ihrem Körper begründete.

Als Weg in eine gerechte und humane Gesellschaft wurden zwei verschiedene Vorgehensweisen favorisiert. Die eine Strömung in der Frauenbewegung forderte die Gleichwertigkeit der Geschlechter in allen Lebensbereichen (Modell der Gleichwertigkeit). Dies sollte durch Antidiskriminierungsgesetze, Frauenbeauftragte u.ä. erreicht werden. Die andere Strömung sah den politischen Weg in der Aufwertung derjenigen Eigenschaften und Verhaltensweisen, die den Frauen zugeschrieben wurden (Modell der Differenz). Für beide Strömungen war die Unterscheidung von Sex (biologischem Geschlecht) und Gender (sozialem Geschlecht) ausgesprochen hilfreich. Es musste nicht mehr über den biologischen Unterschied gestritten werden, sondern die Feministinnen konnten sich der geschlechtstypischen Sozialisation zuwenden und herausarbeiten, dass es eine gesellschaftliche, eine Machtfrage ist, auf welchen Lebensweg die Geschlechter durch Erziehung vorbereitet und vielleicht auch gezwungen werden. Durch die Unterscheidung von Sex und Gender wurde jedoch der biologische Körper aus den gesellschaftlichen Prozessen ausgelagert und in die unveränderliche (weil ahistorische) Natur eingelagert, von wo aus er die Geschlechter weiterhin an ihre Geschlechtlichkeit band. Mit diesem Denkansatz stießen die Feministinnen immer wieder auf das Problem, dass doch ein Rest biologischen Unterschieds übrig blieb und sie sich damit in der Nähe althergebrachter Geschlechtsauffassungen wiederfanden.

Sex wird zu **Gender** **Anatomie? Schicksal?**

In den beiden vorherigen Abschnitten kann Gender eindeutig mit „sozialem Geschlecht“ übersetzt werden. Trotzdem variiert die Bedeutung des Sozialen im Hinblick auf die Naturhaftigkeit des Geschlechts. Im Rahmen der Diskussion, die sich nun entwickelte, vervielfältigten sich – wie oben beschrieben – die Bedeutungen von

Gender, allein schon dadurch, dass fraglich wurde, was unter Sex zu verstehen sei. So schrieben Gildemeister und Wetterer, dass ‚Natur‘ und ‚Kultur‘ „gleichursprünglich“ seien.¹⁹ Es kann über das biologische Geschlecht also nichts ausgesagt werden, was nicht schon gesellschaftlich beeinflusst ist. Die Aussagen über den geschlechtlichen Körper sind daher Aussagen über die gesellschaftliche Annahme, es gäbe so etwas wie eine objektive Wahrnehmung biologischer „Tatsachen“. Seitdem wird in der Geschlechterforschung kräftig dekonstruiert und bisher ist offen, wohin die Reise geht. Daher ist es auch passend, wenn nicht so klar ist, was Gender eigentlich bedeutet.

Gender als relationale Kategorie

In diesem Zusammenhang wird Gender mit Geschlecht oder Geschlechtszugehörigkeit gleichgesetzt. Gender als relationale Kategorie bedeutet, dass Geschlecht im Zusammenhang mit anderen Kategorien betrachtet wird, die Einfluss auf den Zugang zu gesellschaftlichen Machtressourcen haben, „wie ethnische Herkunft, Klasse oder sexuelle Orientierung.“²⁰ Diese Diskussion wurde von Schwarzen Frauen und Frauen aus nichtdominanten Gesellschaften geführt und es wurde den westlichen Frauenbewegungen deutlich gemacht, dass sie sich fast ausschließlich auf die weiße, heterosexuelle, christlich sozialisierte Mittelschichtfrau bezogen.²¹ Es wurde herausgearbeitet, dass je nach konkreter Situation die Geschlechtszugehörigkeit oder die soziale Zugehörigkeit oder die Hautfarbe im Vordergrund stehen und Ursache für Diskriminierung oder Machtzuwachs sein können. Wichtig war in diesem Zusammenhang auch der diskurstheoretische Machtbegriff bei Foucault, auf den ich weiter unten eingehen werde.

Was ist das besondere, das neue an Gender?

Was ist denn nun das Besondere, das Neue an Gender? Vielleicht ist das besondere an den Gender-Theorien, dass sie einen Ausweg wiesen aus der Sackgasse, in der die

¹⁹ Regine Gildemeister/Angelika Wetterer: Wie Geschlechter gemacht werden. In: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer: Traditionen - Brüche, Freiburg 1995, S. 210

²⁰ Regine Frey/Hannes Dingler: Was ist Gender, a.a.O., S. VI

²¹ Vgl. hierzu: Birgit Rommelspacher: Dominanzkultur, Berlin 1995

neue deutsche Frauenbewegung praktisch wie theoretisch Mitte/Ende der 1980iger Jahre angekommen war. „Die Gedanken zur Geschlechterdekonstruktion sind in eine Zeit geraten, in der die feministische Bewegung nach Neuorientierungen suchte. Die dogmatischen Postulate fingen an zu lähmen, die separatistische Praxis begann an sich selbst zu ermüden, Identitätsdifferenzierungen wuchsen ins Absurde.“²² Zum anderen gaben die neuen Ideen „AußenseiterInnen“ in den linken, politischen Zusammenhängen eine positive Bedeutung, so dass auch dort verkrustete Strukturen aufbrechen konnten. Für die „AußenseiterInnen“ wird daher vieles nicht neu sein bis auf die Erfahrung, dass ihre Lebensform auf einmal als positives Beispiel öffentliche Beachtung findet und in den akademischen Diskurs eingeht. Dies ist ein treffliches Beispiel für den diskurstheoretischen Machtbegriff bei Foucault. Aber zuerst muss geklärt werden, um welche AußenseiterInnen, um welche Lebensform es sich handelt, die in den Mittelpunkt der Analysen von GeschlechtstheoretikerInnen gerückt ist. Christina Thürmer-Rohr beschrieb dies zum Internationalen Frauentag (8. März) wie folgt: „Solange jemand wie eine Frau aussieht, sich wie eine Frau verhält und einen Mann liebt, also Körper, Sozialverhalten und heterosexuelles Begehren übereinstimmen, scheint klar, was „Frau“ ist. Was aber ist mit denen, die die Kohärenz von „sex“, „gender“ und „performance“ nicht vorweisen?“²³

Auch schon vor Butler und vor Foucault gab es Frauen, die Frauen liebten, sich nicht weiblich verhielten und auch nicht so aussahen. Aber sie waren randständig, wurden verfolgt, gedemütigt und manchmal auch ermordet. Eindringlich wird dies für die letzten 40 Jahre in dem Buch von Leslie Feinberg *Träume in den erwachenden Morgen*²⁴ und in dem Film *Boys Don't Cry*, 1999, von Kimberly Peirce, geschildert. Die Diskriminierung hat nicht aufgehört. Aber durch die Gender-Diskussion, die die Naturhaftigkeit von Geschlecht infrage stellt, haben sich Nischen in unserer Gesellschaft gebildet, die eine größere Vielfältigkeit von Geschlechts-Leben ermöglichen. Es sind also keine neuen Menschen oder neue Lebensweisen aufgetaucht, sondern die gesellschaftlichen Diskurse haben sich verändert. Diskurs ist im Foucaultschen Sinn nicht eingeschränkt auf den wissenschaftlichen Diskurs, sondern „Diskurse bezeichnen das, worüber in einer Gesellschaft gesprochen wird, was als Problematik und Thema verhandelt wird und was zur kollektiven Sinnproduktion beiträgt.“²⁵ Die Pro-

²² Christina Thürmer-Rohr: Pluralität als Herausforderung. In: Die Tageszeitung v. 8.3.1999

²³ Ebd.

²⁴ Leslie Feinberg: *Träume in den erwachenden Morgen*, Berlin 1996

²⁵ Ruth Seifert: Entwicklungslinien und Probleme der feministischen Theoriebildung. In: Gudrun-Axeli Knapp: *Traditionen - Brüche*, a.a.O., S. 270

duktion von Diskursen hängt aber unauflöslich mit Macht und Wissen zusammen, da in der Verbindung von Macht und Wissen die Diskurse produziert werden.

Ein anderes Beispiel für einen veränderten Diskurs ist das neu erwachte Interesse an intersexuellen Menschen und ihrem gesellschaftlichen Schicksal der operativen Zuweisung an das männliche oder weibliche Geschlecht. Die ärztliche Gemeinschaft und interessierte Öffentlichkeit war sich seit den Fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts sicher, dass Menschen, die bei ihrer Geburt nicht eindeutig dem weiblichen oder männlichen Geschlecht zugeordnet werden konnten, ein unglückliches Leben in unserer Gesellschaft führen müssen. Außerdem hatte sich die Chirurgie so weit entwickelt, dass geschlechtliche Operationen möglich waren.

Durch den veränderten Diskurs über die Zweigeschlechtlichkeit in unserer Gesellschaft und einer größeren Liberalität der Homosexualität gegenüber, werden jetzt die Stimmen der Intersexuellen gehört, für die die Zuweisung ein großes Unglück war. Zumindest theoretisch sind weitere Geschlechter vorstellbar geworden.

Die Toilettenfrage anstelle eines Schlusswortes

Die Genderdiskussion wird von Anfang an von der Toilettenfrage begleitet. Immer wieder tauchen die Piktogramme für Toilettentüren als bildliche Darstellung der Geschlechterdifferenz auf. Oder es gibt Comic-Zeichnungen zu den entsprechenden Artikeln, Tagungs-Einladungen u.ä., in denen der geschlechtlich nicht zuordenbare Mensch vor den Türen zur Männer- und Frauentoilette steht. Wie wird sie sich entscheiden? Im Alltag berichten Transgender-Personen, dass sie es vermeiden, öffentliche Toiletten zu benutzen.

An der Humboldt-Universität, in den Räumen des Gender-Studienganges, gibt es jetzt nur noch unisex - Toiletten und Toiletten für Behinderte. Auch eine interessante Unterscheidung. Aber mir geht es hier um die unisex - Toiletten. Privat gab es ja schon immer gemeinschaftliche Toiletten für Frauen und Männer. Dies hat in den siebziger Jahren zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Geschlechtern geführt, da Männer aus hygienischen Gründen im Sitzen urinieren sollten. Aus der Hygiene wurde die Machtfrage und die meisten Männer blieben stehen: mit den entsprechenden Konsequenzen. Die geschlechtsgetrennten Toiletten in der Öffentlichkeit boten den Frauen daher einen gewissen hygienischen Schutz.

Was wird jetzt auf der unisex - Toilette passieren?

Werden sich die Männer hinsetzen – als unisex - Variante?

Werden die Frauen im Stehen urinieren – als unisex - Variante?

Werden die Männer im Stehen urinieren und danach sauber machen, damit die Frauen sitzen können?

Oder wird das Verhalten im Alltag hinter dem neuen Etikett das überlieferte bleiben? Die Männer urinieren im Stehen und die Frauen machen sauber?

Dies sind für mich zentrale Fragen bei der ganzen modischen Gender-Diskussion: Wird sie dazu beitragen, dass Männer und Frauen ihr geschlechtstypisches Verhalten ändern? Kann sich dies so weit entwickeln, dass es keine zwei deutlich unterscheidbaren Geschlechter mehr gibt? Wird dann Diskriminierung aufgrund des Geschlechts unmöglich, weil es zu viele Geschlechter gibt? Oder werden die Unterscheidungsmerkmale nur noch subtiler? Also weiterhin zwei Geschlechter, wovon das eine gesellschaftlich dominiert, aber ein bunteres Straßenbild? Oder als weitere Variante: Geschlechterperformance als Lebensabschnitt in der verlängerten Jugend der post-modernen Gesellschaft, aber spätestens beim Eintritt in die Berufstätigkeit ist Schluss mit den „Spielchen“?

Wie durchsetzungsfähig dieser Geschlechter-Diskurs ist, lässt sich meiner Meinung nach zur Zeit nicht abschätzen. Aber er wird geführt und hat auf jeden Fall die Geschlechterfrage belebt, sowohl theoretisch als auch praktisch.

Heike Weinbach

der + die = die

Genus, Sexus und andere Sprachgeschichte(n)

Liebe Leser,

Lew Semjonowitsch Vygotski formulierte als zentrales Anliegen bei der Erforschung sprachlicher Äußerungen: „Bei der Analyse einer Äußerung stoßen wir dann bis zum Kern vor, wenn wir die letzte und verborgenste Ebene des sprachlichen Denkens aufdecken: seine Motivation.“¹ Warum benutzen wir eine Sprache und ganz bestimmte Wörter in unterschiedlichen Kombinationen? Was erzeugen wir mit unserer Sprache und unseren Wörtern im eigenen Bewusstsein und im Bewusstsein anderer? Was wollen wir bewirken und setzen deswegen Sprache gezielt ein? Was möchten wir in der Sprache an Überzeugungen, Vorurteilen, Werten, Botschaften transportieren? Diese Fragen berühren auch zentral die Frage nach der Konstruktion von Geschlecht im Alltag, in der Wissenschaft und der Politik - also in unseren Sprachräumen

Vielleicht haben Sie, lieber Leser, sich über diese Anrede gewundert und nach der Motivation gefragt: Warum die Anrede: lieber Leser? Ist Ihnen aufgefallen, dass es sich um eine Anrede in der männlichen Form handelt oder haben Sie sich mehr über die in einem wissenschaftlichen Aufsatz eher unübliche Anrede als solche gewundert? Wenn sie in der männlichen Form angesprochen werden, fühlen Sie sich dann gestört, ärgert Sie das oder fühlen Sie sich ausgegrenzt oder gar hervorgehoben? Und habe ich, die Verwenderin der Anrede, mit dieser Geschlecht auf eine bestimmte Weise im Bewusstsein konstruiert? Hätte ich es anders konstruieren können? Beispielsweise: Liebe Leserinnen und Leser...

Fühlen sich mit dieser Anrede mehr Personen einbezogen? Oder legt diese Anrede Zweigeschlechtlichkeit durch die Verwendung der weiblichen und männlichen Form stereotyp fest, wird sie darin erst hergestellt? Grenze ich mit dieser Anrede all diejenigen aus, die sich gar nicht als Frau oder Mann fühlen und schon gar nicht so angesprochen werden wollen? Oder diskriminiere ich damit Frauen, weil ich sie zuerst genannt habe und das Zuerst-Nennen oder Zuerst-Ansprechen (den Vortritt-Lassen) eine Höflichkeitsfloskel des Patriarchats ist? Müsste ich, um dies zu dekonstruieren zuerst die Leser ansprechen? Oder hätte ich damit die Vormachtstellung der Männer

¹ Lev S. Vygotskij: Denken und Sprechen, Frankfurt am Main 1969

reproduziert? Oder sollte ich die Anrede: „Liebe LeserInnen... oder liebe Leser/innen wählen? Wäre diese Symbioseform vielleicht diejenige, welche am ehesten geschlechterüberschreitend scheint oder wird durch das große I die weibliche Form zu sehr betont oder bleiben die Frauen bei dieser Konstruktion eben doch „angehängt“ als „innen“? Vielleicht fühlen Sie sich alle besonders angesprochen durch die aus dem Partizip I abgeleitete Anrede: „Liebe Lesende...“? Kann sich in dieser Anrede jedes vermeintliche Geschlecht oder definierte Nicht-Geschlecht einordnen?² Ist das der Ort der Neutralität, wenn ich von geschlechterkonnotierten und grammatikalisch geschlechtsbezogenen Formulierungen abstrahiere und mich auf die Suche nach allgemeinen Wörtern oder ganz neuen Wortkonstruktionen begeben?

Die vorgeschlagenen Möglichkeiten gehören alle zu unserer alltagssprachlichen Realität, wir finden diese Formen in Texten, Reden, Stellenausschreibungen, Verordnungen:

die Studenten (die grammatikalisch männliche Form soll die weibliche inkludieren)
die Studentinnen (die grammatikalisch weibliche Form soll die männliche inkludieren)

die Studenten und die Studentinnen

die Studentinnen und die Studenten

die StudentInnen

die Student/inn/en

die Studierenden

Alle Formen existieren gleichzeitig nebeneinander, oft innerhalb eines Textes oder einer Rede. Vor zwanzig Jahren wäre das so kaum vorstellbar gewesen. Die Möglichkeit eines bunten Mix von Bezeichnungen zur Identifizierung oder Nicht-Identifizierung von Geschlechtern in Wörtern ist auch ein Resultat der Frauenbewegungen und feministischer Sprachkritik, wie sie in der Bundesrepublik von Sprachwissenschaftlerinnen wie Luise Pusch oder Senta Trömel-Plötz begründet wurde.³ Zu den Anfängen feministischer Sprachkritik gehört auch, dass sie lächerlich

² Eingebürgert hat sich an den Hochschulen die Formulierung „Studierende“, als quasi geschlechtsneutrale Bezeichnung, die Geschlechterfrage wird in der Wirklichkeit jedoch vom Singular der Form eingeholt: Wenn wir von „der Studierende“ ausschliesslich sprechen und „die Studierende“ außer acht lassen, kommen wir wieder in die Nähe dessen, was vermieden werden sollte: die automatische Herstellung der männlichen Bezeichnung und Konnotation.

³ Vgl. Luise Pusch: *Das Deutsche als Männersprache*, Frankfurt am Main 1984; diess.: *Alle Menschen werden Schwestern*, Frankfurt am Main 1990; Senta Trömel-Plötz: *Frauensprache - Sprache der Veränderung*, Frankfurt am Main 1983; diess. (Hg.): *Gewalt durch Sprache*, Frankfurt am Main 1984

gemacht, angefeindet und als Wissenschaft nicht akzeptiert wurde. Bis heute ruft das Thema geschlechtergerechte Sprache Widerstand hervor, so als würde damit Revolution gemacht, dabei stellt Sprachkritik lediglich ein paar Fragen an die Sprache und versucht neue Antworten zu finden. Daraus resultierten bis heute gültige und gebrauchte Vorschläge zum geschlechtergerechten Formulieren, mit dem zunächst das Ziel verfolgt wurde, Frauen über Sprache überhaupt erst ins Gespräch zu bringen: „Wir stellen uns Männer vor, wenn von Arbeitern, Dichtern und Rentnern die Rede ist. Es ist die scheinbar harmlose Grammatikregel, die aus beliebig vielen Frauen Männer macht, sobald ein einziger Mann hinzukommt.“⁴ Eine Gegenargumentation lautete: Frauen sind doch in der männlichen Form genauso gemeint und angesprochen, die männliche Form habe auch die Funktion geschlechtsneutral zu fungieren und geschlechterübergreifend zu indizieren.⁵ Gerade das wird jedoch von feministischer Sprachkritik in Frage gestellt:

„Wenn wir immer von Professor, Schriftsteller, Richter etc. als ER sprechen, konditionieren wir uns gegen Professorinnen, Schriftstellerinnen, Richterinnen...wir erwarten dann keine Frauen in diesen Berufen und akzeptieren sie auch weniger in diesen Rollen und bewerten ihre Leistungen in diesen Berufen geringer.“⁶ Als Effekt von Sprache vermutet Trömel-Plötz hier die Produktion von Ausgrenzungs- und Abwertungsbewusstsein. Was wir sprachlich nicht realisieren, wird in diesem Verständnis auch keine oder nur erschwert Realität annehmen. Nach der Wende 1989 wurden wir damit konfrontiert, dass die Frauen aus der ehemaligen DDR kein Problem damit hatten, sich als Kollegen und durchgängig in der männlichen Form ansprechen zu lassen. Zumindest aber gab es in der ehemaligen DDR Bereiche, in denen Frauen präsent waren, obwohl die sprachliche Repräsentanz, z. B. als Ingenieure oder Traktoristen, das Gegenteil hätte vermuten lassen können. Von Frauen aus dem Westen wurde das Sprachverhalten der Frauen aus dem Osten vorschnell unter „Nachholbedarf“ verbucht, eine differenzierte Auseinandersetzung steht bis heute aus. Untersuchungen aus dem Westen zeigen, dass bei ausschließlicher Verwendung nur der männlichen Formen eher angenommen wird, dass nur Männer gemeint sind und nicht so viele Frauen vorhanden sind, bzw. befragte Frauen sehen sich auch weniger

⁴ Luise Pusch: *Das Deutsche als Männersprache*, a.a.O., S. 11

⁵ Ein antifeministischer Witz unter SprachwissenschaftlerInnen lautet hingegen: Die Frauen hätten keinen Grund sich zu beschweren, denn sobald ein Mann hinzukomme, verwandle sich der Artikel in ein „die“ (die +der = die) und damit habe „das Feminine“ im Plural auf der ganzen Linie gesiegt.

⁶ Senta Trömel-Plötz: *Frauensprache, Sprache der Veränderung*, Frankfurt am Main 1982, S. 104

repräsentiert.⁷ Die Untersuchungen zeigen aber auch, dass zum Beispiel der Einsatz des „grossen I“ am ehesten den gedanklichen Einbezug von Frauen befördert und einen besonders starken Hinweisreiz darstellt und damit am ehesten eine Unterbrechung gewohnten Denkens bewirkt.⁸ Neuerfindungen und kreative Eingriffe tragen zum Umdenken bei, weil sie zum Nachdenken anregen. Dabei kann auf vermeintliche grammatikalische Korrektheit keine Rücksicht genommen werden. Politische Korrektheit kümmert sich per definitionem erst mal nicht um grammatikalische und sprachwissenschaftliche Anforderungen. Sondern hier geht es um sprachpolitische Eingriffe, also auch um machtpolitische Konterrevolutionen, vieles ist möglich und Experimente nötig. Die Wörterbücher, Grammatiken und die Wissenschaft bleiben davon dann meist nicht lange unberührt. Was bedeutet es jedoch für den Gender-Diskurs, wenn mit der politischen „correctness“ folgendes beabsichtigt ist: „Mit einer ständigen Anführung von Paarformeln wollen sie Leser und Leserinnen immer wieder daran erinnern, dass die Menschheit aus Frauen und Männern besteht.“⁹ Zugleich geht es in den Gender-Theorien um exakt Gegenteiliges: Mit dem Begriff Gender wird im Gegensatz zum Begriff Sex das Geschlecht einer Person nicht als biologisch bestimmt gesehen, sondern als Resultat eines performativen Aktes, der durch eine stetige Wiederholung in Sprache und visueller Repräsentation, Texten und Institutionen determiniert wird. Mit dem Begriff Gender wird die Konstruktion einer Zweigeschlechtlichkeit in Frage gestellt.¹⁰ Ist der gewollte oder ungewollte Effekt einer politischen „correctness“, welche mit Paarformeln oder dem „großen I“ operiert, dann der, immer wieder daran zu erinnern und herzustellen, dass die Menschheit aus Frauen und Männern bestehen soll und dass wir es mit zwei vermeintlich homogenen Gruppen zu tun haben? Geht es hier um die Produktion von Identitätspolitik und ist das nicht auch immer eine Frage der Sprache? Es sieht so aus: Wie wir uns drehen und

⁷ Dennoch stellen wir fest: Obwohl bei Stellenausschreibungen beide Geschlechter genannt werden, muss deswegen das Gleichstellungsgebot dennoch erstritten werden und die reale Zahl der Frauen, beispielsweise in technischen Berufen oder bei Professuren, verändert sich nicht zwangsläufig bzw. Männer in Frauenberufen werden deswegen nicht mehr. Sprache allein verändert zwar die Wirklichkeit der sprachlichen Repräsentanz; sie ist aber ein Beitrag unter vielen anderen zur Korrektur von Ungleichheiten.

⁸ Vgl. Dagmar Stahlberg/Sabine Sczesny: Effekte des generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen. In: *Psychologische Rundschau* 52(3), Göttingen 2001, S. 137

⁹ Peter Gallmann: Bezeichnungen für männliche und weibliche Personen. In: *Sprachspiegel* 47, 1991, S. 158

¹⁰ Vgl. dazu ausführlich die Beiträge in diesem Buch von Babette Rohner, Lydia Hardtke und Gudrun Perko.

wenden: überall lauern die Vampire in Gestalt von Männlichkeits- und Weiblichkeitsstereotypen und Geschlechtswörtern und sie saugen die Alternativen aus den Köpfen, das ganz andere Denken-Wollen, das Quere und Queere. Sprachen sind Festlegungen, wir halten daran fest und flüchten davor, suchen Rettung und Befreiung aus dem Gewohnten und genießen zugleich die Sicherheit. Das alles vollzieht sich in und mit der Sprache selbst, mit der wir uns auch noch verständigen können müssen.

Derweil steht der Gender-Begriff selbst in der Kritik und unter Dekonstruktionsexperimenten, weil er einen Dualismus von Frauen und Männern zur Voraussetzung macht, um ihn dann überschreiten zu wollen und noch in der Überschreitung wieder mit der Zweigeschlechtlichkeit zu operieren. Was so schwer wiegt, hat eine lange und zementierte Geschichte.

Genus-Geschichte

Der lateinische Begriff Genus, von dem das Wort Gender sich herleitet, hat ursprünglich nichts mit Geschlecht im Sinne von Sexus (biologische Geschlechtszugehörigkeit) zu tun. Denn Genus hat die Bedeutung von Art oder Gattung: „A language may have two or more such classes or genders. The classification frequently corresponds to a real-world distinction of sex, at least in part, but often too it does not (‘gender’ derives etymologically from Latin *genus* via old French *gendre*, and originally meant ‘kind’ or ‘sort’)“.¹¹ Elisabeth Leiss weist darauf hin, dass auch im Deutschen „genus“ diese Bedeutung anfangs hatte: „Genau genommen handelte es sich bei der Übertragung von lateinisch *genus* durch das deutsche ‘Geschlecht’ anfangs nicht um einen Übersetzungsfehler. Geschlecht hatte im Deutschen ursprünglich einen ähnlich weiten Bedeutungsumfang wie lateinisch *genus*.“¹² *Genos*, ursprüngl. griech., uns vertrauter das lateinische Wort *genus*, bedeutet zunächst: Art, Gattung oder Geschlecht im Sinne von Adelsgeschlecht, z. B. Geschlecht der Stauffer (im Sinne von Familienkonstruktion). Dass aber Genus im Lateinischen und Griechischen nichts mit Geschlecht oder Geschlechtsbezeichnungen zu tun hat, erweist sich ebenfalls als falsch. Genus wird hier bereits zur Bezeichnung des grammatikalischen Geschlechts und seiner Eigenschaften verwendet: Femininum, Maskulinum, Neutrum (im Lateinischen nicht als Artikel *der*, *die*, *das*, sondern in Form der Substantivendungen).

¹¹ Greville Corbett: *Gender*. Cambridge 1991, S. 1

¹² Elisabeth Leiss: *Genus und Sexus*. Kritische Anmerkungen zur Sexualisierung von Grammatik. Schriftliche Fassung eines Vortrags: www.uni-bamberg.de/~ba4dsl/genus.htm

Die englische und französische Sprache haben den Unterschied zwischen *sex* und *gender* bzw. *sexe* und *genre* ausgebildet als Unterscheidung von biologischem und soziokulturellem Geschlecht, während im Deutschen nur die Bezeichnung *Geschlecht* für soziales **und** biologisches Geschlecht existiert und die Bezeichnung *Genus* nur für das grammatikalische Geschlecht steht, als Oberbegriff für die Artikelbestimmung.

Blieben wir aber noch einen Moment bei den Ursprüngen des Gender-Begriffs: dem Begriff *Genus*. Dem steht bereits in der griechischen und römischen Antike der Begriff *Sexus* gegenüber: als Bezeichnung des natürlichen, biologischen Geschlechts von Menschen. Haben die beiden etwas miteinander zu tun? In der Geschichte der Sprachwissenschaft gibt es, grob eingeteilt, zwei Richtungen, die einen behaupten eine Wechselwirkung, einen Zusammenhang, die anderen sind der Auffassung, dass die Sprache als streng logisches System frei von solchem Zusammenhang zu sehen ist und ein ganz eigenständiges System entwickelt hat.¹³ Es gibt eine unüberschaubare Anzahl von Literatur über die Jahrhunderte hinweg, die sich nur mit dem Genus-/Sexus-Problem und seinem Vorhanden- oder Nichtvorhandensein beschäftigt. Beide Positionen, sowohl die sprachlogische als auch die sprachsoziologische enthalten überzeugende Argumente.

Genus und Sexus sind im Deutschen (und auch in anderen Sprachen) nicht identisch. In Sprachlehrbüchern wird der Artikel als Geschlechtswort bezeichnet, das trägt natürlich zur Fehlannahme einer Identität bei. Die Funktion des Artikels ist nicht nur die Bezeichnung des grammatikalischen Geschlechts, sondern auch die von Singular und Plural, Definitum und Indefinitum und der Fallbezeichnung (Kasus). Das rein grammatikalische Geschlecht überwiegt in der Anzahl bei weitem die Übereinstimmung von natürlichem und grammatikalischem Geschlecht.¹⁴ Gemeinhin gilt gemäß der Dudenregeln die Übereinstimmung von grammatischem Geschlecht und sogenanntem natürlichem Geschlecht bei Personenbezeichnungen: „Das Genus der Substantive, mit denen Personen benannt werden, darunter besonders das der Verwandtschaftsbezeichnungen, stimmt im allgemeinen mit dem natürlichen Geschlecht (dem Sexus) der Person überein.“

¹³ Ebd.

¹⁴ Niemand bestreitet den in im wesentlichen willkürlichen Charakter des Genus der meisten Substantive, wengleich sich manchmal Geschlechterkonnotationen bei einzelnen Wörtern und ihrem Genus historisch oder aktuell nachzeichnen lassen. Vgl. dazu ausführlich Hadumod Bußmann: Das Genus, die Grammatik und der Mensch: Geschlechterdifferenz in der Sprachwissenschaft. In: Dies./Renate Hof (Hg.): Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften, Stuttgart 1995, S. 114-161

Es ist also angesichts dieser Sprachgeschichte von *genus/gender* nicht verwunderlich, dass es sich um eine Bezeichnung handelt, in der die Zweigeschlechtlichkeit noch eine Rolle spielt, es ist aber gerade aufgrund der Sprachgeschichte einleuchtend, dass das geschlechterüberschreitende darin präsent ist, das übergreifende, das anarchische, das willkürliche, das zufällige, wie es im grammatischen Geschlecht angelegt ist.

Welches Geschlecht hat eigentlich der Begriff *Gender* im Deutschen? Benutzt wird das Wort in der Regel immer ohne Artikel, im Duden heißt es „das *Gender*“. Das scheint logisch, betrachtet wird die Philosophien, die darüber existieren. Der Grund liegt jedoch im Grammatikalischen: der Rückbezug auf „das *Genus*“ fordert in der Sprachlogik das Neutrum als Artikel.

Die Erfindung der „Genitalien der Sprache“

Während die VertreterInnen einer streng sprachlogischen Argumentation behaupten, dass es grundsätzlich zwischen grammatischem und unterstelltem biologischen Geschlecht keinen Zusammenhang gäbe, weisen andere nach, dass bereits in der Antike Versuche unternommen worden sind, einen Zusammenhang herzustellen und Geschlechterkonstruktionen bei der Zuweisung eine Rolle spielten: So habe bereits Protagoras vorgeschlagen, die femininen Wörter *Zorn* und *Helm* zu maskulinisieren.¹⁵

Eine besondere Bedeutung gewinnt der Zusammenhang von Geschlecht und Grammatik in der Tat während der Aufklärung und der Formulierung von Sprachgeschichten durch die Gebrüder Grimm und Johann Gottfried Herder. Im 18. Jahrhundert passiert in der Sprachwissenschaft das gleiche wie in Politik, Philosophie und Literatur: die Geschlechtsstereotypen in ihrer substantiellen Form, wie wir sie bis heute kennen und wie sie bis heute nachwirken, werden erst konstruiert und tradiert.¹⁶

Im 18. Jahrhundert werden die Gruppenzugehörigkeiten konstruiert und ihnen spezielle Eigenschaften in Analogisierung zu körperlichen Merkmalen zugeschrieben.¹⁷ Hier werden auch die „Genitalien der Sprache“ (Bußmann) erfunden. In allen Berei-

¹⁵ Vgl. Elisabeth Leiss: *Genus und Sexus*, a.a.O.

¹⁶ Vgl. Karin Hausen: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, hg. v. Werner Conze, Stuttgart 1976, S. 363-393

¹⁷ Vgl. Claudia Honegger: *Die Ordnung der Geschlechter*, München 1996

chen werden Eigenschaften und Handlungen sexualisiert und dem Körper zugeordnet, die Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie bleiben nicht frei von dieser Tendenz. Dies ist in der Sprachgeschichte eine neue Entwicklung, denn bis dahin galten für sprachliche Phänomene rein grammatikalische Erklärungen. Das wird im 18. Jahrhundert anders, es beginnt ein Sexuierungsprozess, ein Vergeschlechtlichungsprozess der Sprache, grammatikalisch und formallogisch orientierte Ansätze werden in den Hintergrund gedrängt.¹⁸ Eine sexusbasierte Erklärung im Grimmschen Wörterbuch laute, so Leiss: „...die Hand ist seiner Auffassung nach weiblich, weil sie kleiner ist als der Fuß. Außerdem sei die Hand eher passiv und empfangend, der Fuß dagegen aktiv. Passivität, geringe Größe und feminines Genus auf der einen Seite, auf der anderen Seite Aktivität, Größe und maskulines Genus scheinen wie selbstverständlich zusammenzugehören.“¹⁹ Leiss plädiert dafür, Grammatik als Grammatik zu betrachten und zu definieren und nicht über entsprechende Formulierungen Geschlechtlichkeit immer wieder zu produzieren: „In jedem Fall aber sollte die Verwechslung von Sexus und Genus vermieden werden. Die dramatisierte Hervorhebung der Geschlechtszugehörigkeit durch konsequentes Splitting sollte aufgegeben werden, da damit in unreflektierter Weise eine frauenfeindliche Ideologie fortgesetzt wird.“²⁰ Der Zusammenhang zwischen sogenanntem natürlichem Geschlecht²¹ und grammatikalischem Geschlecht ist, wenn wir die Sprachen der Welt betrachten, äußerst komplex und heterogen. Es gibt sehr unterschiedliche Genussysteme. Die meisten indogermanischen, semitischen, kaukasischen, afrikanischen Sprachen haben ein Genussystem: nur männlich/weiblich oder ergänzend ein Neutrum oder im Schwedischen und Dänischen: Maskulinum und Neutrum. Andere Sprachen haben nie ein solches System ausgebildet: Finnisch, Ungarisch, Türkisch, Baskisch, Japanisch, Chinesisch. Im Englischen ging das Drei-Genera-System verloren und hat nur noch Reflexe bei den Pronomen hinterlassen. Andere Sprachen haben ganz andere Klassifikationssysteme, z.B. kaukasische Sprachen unterteilen nach belebt und unbelebt, indianische nach menschlich und nicht-menschlich.²² Wissenschaftlich nachgewiesen ist, dass in allen Sprachen, in denen Genussysteme existieren, eine Bevorzugung des Männlichen zu finden ist, zum Beispiel bei der Bildung von Gruppen: „Arbeiter

¹⁸ Vgl. Elisabeth Leiss: *Genus und Sexus*, a.a.O.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Ebd.

²¹ Auch dies ist, wie wir heute wissen, eine sprachliche Festlegung und die Menschheit könnte auch ganz anders oder gar nicht in dieser Weise eingeteilt werden. Vgl. (K)ein Geschlecht oder viele? *Transgender in politischer Perspektive*, Berlin 2002

²² Vgl. Greville Corbett, a.a.O.

und Arbeiterinnen“ werden im Plural nur noch zu „Arbeiter“. Zugleich lässt sich feststellen, dass Sprachgemeinschaften ohne Genussysteme dennoch, soziologisch betrachtet, Diskriminierungsstrukturen gegenüber Frauen aufweisen.²³

Phantastisches in der Realität

Der Zusammenhang von Sprache und Geschlecht spielt in der deutschsprachigen Gender-Debatte eine marginale Rolle. Im englischsprachigen Raum hingegen, indem es gerade kein strenges geschlechtsorientiertes Genussystem gibt, finden wir eine Vielzahl von Literatur zum Thema *Sprache und Geschlecht*. Dabei geht es um Fragen der Rechtschreibung und Identität; Sprache und Gender-Identität; den Zusammenhang von Geschlecht und Satzbau; Gender-Sex-Beziehungen bei den Personalpronomen im Englischen sowie um das Kommunikationsverhalten von Frauen und Männern.

Bußmann konstatiert ein Desinteresse in der deutschsprachigen Linguistik am Thema Gender, während in den sprachwissenschaftlichen Handbüchern in England und Amerika diese Stichwörter wie *sex*, *gender*, *feminism* ausführlich vorkommen.²⁴

In vielen Diskussionen, seien sie sprachwissenschaftlicher, sozialwissenschaftlicher oder philosophischer Art, spielt die Frage eine Rolle: Wie sollen wir denn nun über Geschlecht reden oder tun wir es überhaupt in irgendeiner Form oder sollen wir es lassen und damit gleich alle Debatten miterledigen, denn sie alle setzen eine Sprache voraus, die Geschlecht benennt.

Das cyberfeministische *oldboysnetwork* hat den Vorschlag unterbreitet, eine Aufteilung nicht mehr nach Geschlecht, sondern auf der Grundlage des Binärsystems aus der elektronischen Informationsverarbeitung zu etablieren: das besteht nämlich nur aus zwei Ziffern, darauf basiert die Darstellung von Datenverarbeitung, also beispielsweise unsere Textverarbeitungsprogramme: 0 und 1. Damit einherginge dann eine freie Registrierung nach dem Zufallsprinzip 0 oder 1.²⁵ Die Frage bleibt, ob es überhaupt einer Aufteilung nach Geschlechtern bedarf und wofür sie denn konkret wichtig sein könnte, vielleicht in Gesundheitsfragen? Könnte hier auf einen Begriff von Geschlecht verzichtet und könnten einfach Phänomene beschrieben werden? Es gab und gibt immer wieder Versuche, neue Wörter zu finden, wie Leslie Fein-

²³ Vgl. Hadomud Bußmann: *Das Genus, die Grammatik und der Mensch*, a.a.O.

²⁴ Ebd., S.130

²⁵ Vgl. <http://www.obn.org/>

bergs Vorschlag von „sie“ und „hir“ zu sprechen oder den mittelhochdeutschen Sprachgebrauch, wie zum Beispiel „min fruwe“ wieder einzuführen oder ein „imperfect gender“, ein Gender der Vergangenheit zu konstruieren. Der phantastischen Möglichkeiten sind viele, die Fragen der Praktikabilität und der Wandelbarkeit von Sprache und ihrer Grenzen von Veränderbarkeit sind andere. Festzuhalten bleibt, dass die Sprache sich in einem unaufhörlichen Entwicklungsprozess befindet. Ein konstanter Austausch mit Wörtern aus anderen Sprachen findet statt, dieser Austausch bleibt relativ stabil, das heißt, es gehen so viele Wörter wie kommen. So findet derzeit auch „Gender“ wie einst das Wort „Computer“ immer mehr Eingang in die deutsche Sprache und bezeichnet etwas, wofür es im Deutschen kein eigenes Wort gibt. Vielleicht wird dieses Wort von allen irgendwann selbstverständlich gebraucht, wenn die Medien sich des Wortes und der damit verbundenen Inhalte vollständig bemächtigt haben. Vielleicht bleibt es aber auch in bestimmten Kreisen verhaftet, so wie wir alle uns in vielen verschiedenen Gruppen mit unterschiedlichen Sprachen bewegen. Die „Mehrsprachigkeit des Menschen“ ist ein gesellschaftliches Produkt. Verteilt nach Land, Region, Fächer, Cliques sprechen wir unterschiedliche Sprachen und Mischsprachen.²⁶ Wie sich darin die Bezeichnung für Geschlechter und ob sie sich überhaupt entwickeln wird, ist ein offener Prozess, der sich durch Diskursivität fernherhin auszeichnen wird: „Die Sprache ist nichts Festgelegtes, Unveränderliches, sondern so offen, lebendig und spielerisch wie ihre jeweiligen Benutzerinnen und Benutzer.“²⁷ Und es ist nicht auszuschließen, dass dabei etwas herauskommt, was wir uns nun noch nicht vorstellen können, vielleicht ganz neue oder ganz alte Formen, die sich gesellschaftlich neu oder sehr vertraut entziffern: „The mode is the message, the code is the collective.“²⁸

²⁶ Mario Wandruszka: Die Mehrsprachigkeit des Menschen, München 1974, S. 39

²⁷ Schweizerische Bundeskanzlei 1991

²⁸ Vgl. das cyberfeministische Projekt „oldboysnetwork“: <http://www.obn.org>

Gudrun Perko

Fragend *queer* be/denken

Der Begriff *queer* etablierte sich in den USA als Bezeichnung eines politischen Aktivismus und einer Denkrichtung, den Queer-Theorien bzw. Queer-Studies,¹ die seit geraumer Zeit auch im deutschsprachigem Raum diskutiert werden. Hierarchisierende Kategorisierungen aufzulösen – wie etwa (heterosexueller) Mann/(heterosexuelle) Frau – ist zentrales Anliegen von *queer*, dienen diese doch zur Ausgrenzung und Diskriminierung von Menschen, die dieser Norm nicht entsprechen. Nicht selten erheben VertreterInnen von Queer-Theorien den Vorwurf, „alte“ Ansätze feministischer Theorien bzw. der Frauen- und Geschlechterforschung blieben grundsätzlich dichotomen Polarisierungen und hierarchisierenden Kategorisierungen und den damit verbundenen Ausschlüssen Anderer verhaftet. Sie selbst hingegen treten demokratisch für unterschiedlichste Lebensformen bzw. Differenzen ein und sehen ihren Schwerpunkt bislang in der Kritik an der zweigeschlechtlichen Identitätspolitik: sowohl der heterosexuellen als auch der homosexuellen. Doch reichen die Perspektiven von *queer* weit darüber hinaus.

In meinem Beitrag werde ich zunächst die begriffliche Verwendung von *queer* und den historischen Kontext der Entstehung von queerer Praxis und Queer-Theorien in den USA und in der BRD bzw. in Österreich skizzieren. Danach diskutiere ich die wesentlichen Inhalte dieser Theorien – vor allem im Hinblick auf ihren Schwerpunkt, d.h. den Geschlechterfragen und den Intentionen, diesbezüglich imaginierte Krankheitsvorstellungen zu dekonstruieren. Jede politische Bewegung, jede Denkrichtung lässt sich aus mehreren Perspektiven betrachten. In diesem Sinne stelle ich Queer-Theorien affirmativ als bereichernde Denkrichtung vor und stelle sie gleichzeitig infrage, hinsichtlich: einer potentiellen Beibehaltung der bipolaren Logik von Ausgrenzungsmechanismen; der möglichen Subsummierung verschiedenster Lebensformen in Bezug auf die Bestimmung von *sex/gender* sowie der möglichen Auslassung anderer gesellschaftlicher Regulative als Geschlechterkategorien. Abschließend resümiere ich, welche Grenzen theoretischen Erwägungen inne liegen. Insgesamt stelle ich meine Überlegungen zur Diskussion – nicht zuletzt in dem Sinne, in dem *queer* bzw. *queerness* ein Projekt darstellt, das keineswegs abgeschlossen ist.

¹ Der Begriff „queer theory“ geht auf Teresa de Lauretis zurück: Queer Theory. Lesbian and Gay Sexualities: An Introduction. In: *differences* 3/2, 1991. Der Terminus Queer-Studies ist im deutschsprachigem Raum eine relativ neue Bezeichnung und wird v.a. im akademisch-universitären Bereich verwendet.

Vom negativ konnotierten Begriff *queer* zur positiven Verwendung

„Gefälscht, sonderbar, fragwürdig, etwas verderben, jemanden irreführen, leicht verrückt, Falschgeld ...“, so die Übersetzung von *queer* aus dem Englischen. In den USA fungierte dieser Begriff als Schimpfwort gegen jene, die den gesellschaftlichen Normen geschlechtlicher und sexueller Identitäten nicht entsprachen und er ließe sich – im Sinne der negativen Verwendung gegen Homosexuelle – am ehesten mit *pervers* vergleichen. Zunächst nur vereinzelt als positive Eigenbezeichnung verwendet, wurde *queer* erst seit Ende der 1980er Jahre und Anfang der 1990er Jahre allgemeiner als diese gebraucht und geriet schließlich zu einem Sammelbegriff mit spezifischem politischen und wissenschaftlichen Gehalt. Dabei bezog sich der Terminus auf einen politischen Aktivismus sowie eine Denkrichtung und bezeichnet bis heute weniger eine wissenschaftliche Theorie, als eine „politische und theoretisch-konzeptionelle Idee“² bzw. vielmehr ein Projekt. Die Positivierung eines einst negativ gebrauchten Begriffes ist keine Seltenheit – auch nicht im Rahmen der autonomen Frauenbewegung westeuropäischer Länder bzw. feministischer Theoriebildung. Erinnerung sei hier nur an die Gestalt der *Hexe*, die in den 1970er mit den Parolen „lila Fahnen, allen Hexen ein Fest“ oder „die Nacht gehört uns, die Hexen sind zurück“³ positiviert und ästhetisiert wurde und die Walpurgisnacht auf den Strassen, z.B. Wiens, gestaltete. Galt die Hexe im christlichen Imaginären als institutionalisierte Angstgestalt, die de facto mit Folter, Verbrennung usf. verbunden war, so fungierte sie nunmehr als politisch-strategische Figur, die den einen Kraft verleihen, den anderen Angst generieren sollte.⁴ Positivierungen und Ästhetisierungen negativ verwendeter Begriffe evozieren Überlegungen nach ihrer historischen Eingebundenheit und ihrer Sinnhaftigkeit – auch in Bezug auf *queer*. Der im deutschsprachigen Raum übernommene Terminus enthält keine Verbindung zu Sexualität und erinnert nicht in derselben Weise an negative Verwendungen gegen Homosexuelle in den USA. Inwieweit er hier eine eigene

² Sabine Hark: *Deviant Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*, Leverkusen 1996, S.103

³ Hanna Hacker/Brigitte Geiger: *Donauwalzer. Damenwahl. Frauenbewegte Zusammenhänge in Österreich*, Wien 1989, S. 79

⁴ Diese Positivierung und Romantisierung der Hexen wurde von Phyllis Chesler noch mit dem absurden Argument abgelehnt, dass sie einen *männlichen* Teufel verehren würden und rituellen Verkehr mit *phallischen* Ersatzobjekten hätten (Vgl. Phyllis Chesler: *Frauen - das verrückte Geschlecht*, Reinbek bei Hamburg 1974, S. 99). Erst später bestand die Ablehnung darin, dass mit dem historischen Phänomen „Hexe“ bzw. dem Hexenimaginären de facto Verfolgung und massenhafte Vernichtung von Menschen einhergingen. Vgl. Gudrun Perko/Alice Pechriggl: *Phänomene der Angst. Geschlecht - Geschichte - Gewalt*, Wien 1996 bzw. Gudrun Perko: *Ein problematisches Verhältnis: Feministische Ansätze - Psychiatrie und Pathologie*. In: Michael Ertl/Brigitte Keintzel/Rudolf P. Wagner: *Ich bin tausend Ich*, Wien 2002

politische Kraft über spezifische Nischen hinaus entwickeln wird können, bleibt abzuwarten.

Wird gegenwärtig versucht, den Begriff *queer* (in der positiven Eigenverwendung) zu übersetzen und zu bestimmen, so ist man von Seiten einiger Queer-TheoretikerInnen mit der Warnung konfrontiert, Sinn und Bedeutungen der *queeren* Denkrichtung gerade dann miss zu verstehen, wenn man ihn eindeutig bestimmen würde.

Der Beginn einer „neuen“ Bewegung: historische Hintergründe

Politische Bewegungen, Aidskrise und der Poststrukturalismus usf. werden einstimmig als zentraler Ausgangspunkt für die Entstehung von *queer* genannt. Umfassender wird dabei auf den historischen Kontext in den USA und die Übernahme von *queer* aus den USA verwiesen als mögliche historische Zusammenhänge im deutschsprachigem Raum reflektiert. Hier soll beides skizziert werden.

Die Entstehung von queerness in den USA

Ausgehend von der *Homophilenbewegung* der 1950er Jahre, die zwar eher konservativ agierte und zu keiner Massenbewegung wurde, die aber dennoch als Vorläufer der Gay-Liberation gilt, stehen die *GAY-Liberation* (Homo-Befreiungsbewegung)⁵ und der *Lesbische Feminismus* der 1960er und 1970er Jahren im Zentrum des historischen Kontextes von *queer*.⁶ Ihr Kampf galt einer umfassenden sexuellen Revolte gegen (Zwangs)Heterosexualität und der Anerkennung von schwul/lesbischen Lebensformen: von Lebensformen also, die der Norm nicht entsprachen. Jagose spricht hierbei von einer „*internationalen* Massenbewegung mit erheblichen Erfolgen“⁷ und meint eigentlich eine Breitenwirkung in den USA und in Westeuropa. In den 1970er Jahren veränderte sich die Homo-Befreiungsbewegung immer mehr in Richtung einer „Bürgerrechtsbewegung“, die an politischer Radikalität einbüßte, obgleich sie weiterhin die Gleichheit marginalisierter Menschen einforderte. Intern entsteht die so genannte *gay-identity*, die *Homo-Identität*, auf die Lesben und Schwule stolz waren (*gay pride*). Die als *Lesbischer Feminismus* bezeichnete Bewegung bezog ihre Auseinandersetzung sowohl auf die Homo-Befreiungsbewegung als auch die Frauenbe-

⁵ Der Begriff Homosexualität wurde von Karoly Maria Benk 1896 geprägt.

⁶ Vgl. Annamarie Jagose 2001: *Queer. Eine Einführung*, Berlin, S. 43-90

⁷ Ebd., S. 60

wegung. Schwule wären – so einige wesentliche, zuweilen ausweglose Kritikpunkte von Seiten lesbischer Frauen, die den gesellschaftlich unterschiedlichen Status hervorhoben – Komplizen männlicher Herrschaftsverhältnisse, schwule und lesbische Sexualität sei durch andere historische Entwicklungen bedingt. Der *Lesbische Feminismus* etablierte schließlich ein eigenes Selbstverständnis, eine eigene Identität. Der Forderung um Anerkennung und politische Gleichstellung von lesbischen und schwulen Menschen und der Entwicklung einer lesbischen bzw. schwulen Identität ging die Ausgrenzung Anderer einher, die sich damit nicht identifizieren konnten: eine Dynamik, die der (Gruppen-)Identitätsbildung gemäß der bipolaren Logik stets inhärent ist. Ihr wurde relativ rasch mit vehementer Kritik begegnet: So etwa in Bezug auf das lesbisch-feministische Monopol von Seiten bisexueller Frauen, SM-Frauen oder Butches-Femme usw.,⁸ die aus dieser Community ausgegrenzt blieben. Insgesamt wurde das Identitätsmodell heftig kritisiert (*sex-wars*), insofern es nur jene zuließ, die dem entsprechenden *Wir* angehören. Vorwürfe des Rassismus innerhalb der Bewegung und Homo-Communities wurden laut, da diese lesbisch/schwule Subjekte nur als weiße dachten. Queer-Sein konstituierte sich in diesem historischen Zusammenhang nicht als logisch-notwendige Fortsetzung jener Bewegungen, sondern als Antwort gegen die schwul-lesbische Identitätspolitik bei gleichzeitiger Beibehaltung ihrer kritischen Haltung gegen Heterosexismus und Heteronormativität. *Queer* charakterisiere sich durch eine Geschichtsvergessenheit bezogen auf die Homobewegung⁹ – so lautet eine Kritik gegen Queer-Theorien. Doch im Sinne des hier dargestellten historischen Kontextes, der in Queer-Theorien selbst immer wieder betont wird, mutet diese Kritik eigentümlich an.

Als Konstituierungsmoment für queeres Denken und Handeln war die *Aidskrise* nicht weniger relevant als jene politischen Bewegungen. Sie führte zur Politisierung von Sexualität: gegen die öffentliche Wahrnehmung von Aids als „Schwulenkrankheit“ und der entstandenen offenen Homophobie, die über u.a. Safer-Sex-Kampagnien zur Verschiebung der Aids-Problematik auf sexuelle Praktiken beitrug, durch die versucht wurde, die ausgegrenzten „Schuldigen“ zu institutionalisieren.

Liegen die Entstehungsgründe einer neuen Bewegung und Denkrichtung zunächst in einer kritischen Abgrenzung, so drängt sich rasch die Frage nach den eigenen

⁸ Einen spannenden Einblick bietet der Roman von Leslie Feinberg: *Träume in den erwachenden Morgen*, Berlin 1996

⁹ Annamarie Jagose: *Queer*, a.a.O., S. 129

Intentionen ungeachtet einer Negation auf. Diese bezogen VertreterInnen von *queer* zunächst aus dem *Poststrukturalismus*. Weniger von Interesse war hierbei ein politischer Gehalt der Postmoderne mit ihrer Kritik an Meta-Erzählungen,¹⁰ an Totalitarismus oder ihre Auseinandersetzung mit dem Scheitern der Moderne und der Erfahrung von Auschwitz als wesentlicher Hintergrund der radikalen Infragestellung totalitären Denkens und essentialistischer Auffassungen vom Menschen.¹¹ Diesen Bezug nehmen Queer-Theorien nicht explizit auf, doch führt über die Anlehnung an den Poststrukturalismus,¹² d.h. vor allem an Judith Butler, die Infragestellung eindeutiger Identitäten zur Reflexion dieser und zum Be/Denken ihrer Brüchigkeit und schließlich zum Eintreten für Vielfalt. Damit einher geht ein spezifisches Verständnis von Macht und Macht-Diskursen,¹³ die zur konstruktivistischen Auffassung führte, sexuelle Identität als veränderlich und kulturell verschieden aufzufassen.

Queer etablierte sich in den USA insgesamt als Zeichen für radikale sexualisierte Aktionsformen, als Politik der Sichtbarmachung mit der Kritik an Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit und mit dem Versuch, sich nicht auf ein eindeutiges Identitätsmodell zurückzuziehen, sondern Differenzen anzuerkennen.¹⁴

Der queere Kontext in der BRD

Anders als in den USA wurden die *queere* Praxis und Queer-Theorien in der BRD zu einem Zeitpunkt heftig diskutiert als sich die schwul-lesbische Identitätspolitik erst entwickelte. Dabei fungierte *queer* eher als Synonym für lesbisch/schwul und weniger als Reaktion auf Grenzen jener politischen Bewegungen.¹⁵ Zudem hatte die

¹⁰ Jane Flax betont drei Postulate der Postmoderne: vom ‚Tod des Subjekts‘, vom ‚Tod der Geschichte‘ und vom ‚Tod der Metaphysik‘. Jane Flax: Psychoanalysis. Feminism and Postmodernism in the Contemporary West, Berkley 1990, S. 32f

¹¹ Für Jean-Francois Lyotard etwa verschließt sich jede Philosophie vor dem Wesentlichen, die das Aufklärungskonzept einfach weiterführen würde und er formuliert pointiert: „(...) daß ein Wort das Ende des modernen Vernunftideals ausdrückt: das ist: Auschwitz.“ Jean-Francois Lyotard: Der Widerstreit, München 1997, S.14

¹² Dem Poststrukturalismus gehen selbstverständlich verschiedene Strömungen voran, in denen die eindeutige Identität kritisiert wurden, z.B. *marxistisch-strukturalistische Ansätze* (für Althusser existieren wir nicht als freie Subjekte, denn erst die Ideologien bringen Subjekte hervor); *psychoanalytische Ansätze* (Freuds Entdeckung des Unbewussten richtet sich gegen den eindeutigen Identitäts- und Subjektbegriff) oder *linguistische Ansätze* (gemäß Sasure konstituiert die Sprache gesellschaftliche Wirklichkeit, d.h. auch unsere Vorstellung von Selbst und Identität).

¹³ Annamarie Jagose: Queer, a.a.O., S. 61

¹⁴ Brian Currid: Nach queer? In: Ulf Heidel: Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies, Hamburg 2001, S. 365-385

¹⁵ Corinna Genschl u.a.: Nachwort der Herausgeberinnen. In: Annamarie Jagose: Queer, a.a.O., S. 187

Aidskrise andere Implikationen als in den USA: Proteste richteten sich mehr auf das Gesundheitssystem als auf die Homophobie. Die Bezugnahme auf den Poststrukturalismus als Hintergrundfolie von *queer* findet sich im deutschsprachigem Raum ebenso wie in den USA.

Unterschiede zwischen den USA und der BRD werden zu Recht immer wieder hervorgehoben. Ausgespart bleibt aber zumeist die Reflexion möglicher Ähnlichkeiten. Eine wesentliche Analogie zeigt sich in jenen Mechanismen politischer Bewegungen und theoretischer Richtungen, denen aufgrund ihrer kollektiven Identitätsbildung Ausschlüsse Anderer inne lagen bzw. liegen. Wird die autonome Frauenbewegung der 1970er und 1980er Jahre herangezogen, der es um die Befreiung von Diskriminierungen von Frauen und letztlich um die Freiheit aller ging, so ließ auch in Deutschland/Österreich die Bildung eines bestimmten kollektiven „Wir“ nicht lange auf berechnete Kritik warten: So etwa die Kritik bisexueller Frauen gegen die lesbisch-feministische Monokultur, denen es in erster Linie um die Anerkennung ihrer Lebensform in „Lesbenkreisen“ ging; die Kritik Schwarzer Frauen und Woman of Color gegen Teile der westlich-feministischen Frauenbewegung und feministischen Theorien, die sich mit rassistischen Denk- und Handlungsschemata konfrontiert sahen¹⁶ und die Kritik von Jüdinnen, die die Erfahrung des vorhandenen Antijudaismus und Antisemitismus machen mussten.¹⁷ Es ist hier nicht Platz, darauf ausführlich einzugehen, doch sollen wenige Textpassagen unkommentiert die damals heftig und divergent geführten Diskussionen verdeutlichen. Gloria Joseph pointiert die Differenzen zwischen Schwarzen Frauen und der Frauenbewegung: „Die Debatte, ob Rasse oder Geschlecht das zentrale Moment der Unterdrückung sei, hat Schwarze und weiße Frauen in den aktuellen, wie in den früheren Befreiungskämpfen getrennt. Feministinnen wenden sich nicht gegen Rassismus und die Folgen von Rassismus. Femini-

¹⁶ Vgl. u.a. Bell Hooks: *Sehnsucht und Widerstand. Kultur. Ethnie. Geschlecht*, Berlin 1996; Brigitte Fuchs/Gabriele Habinger (Hg.): *Rassismen und Feminismen*, Wien 1996

¹⁷ Vgl. u.a. Susannah Heschel: *Konfiguration des Patriarchats, des Judentums und des Nazismus im deutschen feministischen Denken*. In: Charlotte Kohn-Ley/ Ilse Korotin (Hg.): *Der feministische ‚Sündenfall‘. Antisemitische Vorurteile in der Frauenbewegung*, Wien 1994; Maria Baader: *Über den Versuch, als jüdische Feministin in der Berliner Frauenszene einen Platz zu finden*. In: Ika Hügel u.a. (Hg.): *Entfernte Verbindungen. Rassismus. Antisemitismus. Klassenunterdrückung*, Berlin 1993 u.a. Insbesondere der feministische Versuch, die Ursprünge des Patriarchats in der hebräischen Bibel zu finden, den Juden die Erfindung des Patriarchats zuzuschreiben, welches das Matriarchat abgelöst hätte; Jesus als Überwinder und als weibliche Figur darzustellen usf., zeigte sich als antijudaistisches Denken, das sich in Teilen der westeuropäischen Frauenbewegung mit Antisemitismus und Antizionismus verschränkte.

stinnen haben nicht die Bedingungen Schwarzer Menschen oder Schwarzer Frauen untersucht (...), die sogenannten weiblichen Eigenschaften, die Feministinnen proklamieren, sind bei weißen Frauen nicht dasselbe wie bei schwarzen Frauen (...), der Feminismus ist eine weiße Mittelschichtbewegung; Schwarze Frauen sind in erster Linie Arbeiterinnen (...).¹⁸ Christa Mulack hingegen zeigt, womit Jüdinnen in der Frauenbewegung konfrontiert waren, indem sie darauf beharrt, dass: „(...) die Vernichtung der Juden nichts anderes [ist] als die späte logische Folge von deren früherer Ausrottung matriarchaler Kulturen (und [dass] das) Patriarchat, von den Juden verschuldet, letztlich zurückgeschlagen und im Nationalsozialismus seine destruktive Kraft gegen seine Stifter gewendet [habe].“¹⁹ Dem entgegen stehen Aussagen wie: „Ich hatte gehofft, in feministischen Kreisen politische Verbündete zu finden,“ so Leah C. Czollek, die weiter formuliert: „Dann, in Westberlin, bekomme ich Kontakt mit einer Reihe feministischer Therapeutinnen. Von ihnen lernte ich, daß Judentum eine patriarchale Religion ist, die man grundsätzlich ablehnen muß. Jüdin und Feministin, das geht nicht. (...) Meine Identität wird in Frage gestellt. Deutsche bestimmen immer noch und immer wieder, was und wer jüdisch ist.“²⁰ Auch Charlotte Kohn-Ley resümiert: „Es ist für eine jüdische Frau unmöglich, sich ohne Selbstverleugnung feministischen Gruppierungen in Deutschland und Österreich anzuschließen.“²¹

Die Kritiken von Jüdinnen, Schwarzen Frauen oder Women of Color galten in jeweils spezifischer Weise der Ignoranz und der Identitätspolitik geschuldeten Ausgrenzungen, dem Universalismus und Anspruch auf Allgemeingültigkeit, der Kategorisierung, dem Eurozentrismus u.a. Steht das Aufkommen von *queerem* Handeln und Denken in Deutschland (und in Österreich) nicht auch in diesem historischen Kontext? Sie machen jedenfalls bis heute Reflexionen über die Dialektik von Differenz und (politischer) Gleichheit notwendig bzw. ein Denken über diese Dialektik hinaus, sowie ein Handeln im Zeichen der Politik der Anerkennung im Sinne des Plura-

¹⁸ Gloria Joseph: Weiße steigen auf, Schwarze überleben. In: Dies. (Hg.): Schwarzer Feminismus. Theorie und Politik afroamerikanischer Frauen, Berlin 1993, S. 113

¹⁹ Christa Mulack zit. nach Susanne Heine: Die feministische Diffamierung der Juden. In: Charlotte Kohn-Ley/Ilse Korotin (Hg.): Der feministische ‚Sündenfall‘. Antisemitische Vorurteile in der Frauenbewegung, Wien 1994; S. 17

²⁰ Leah C. Czollek: Sehnsucht nach Israel. In: Maria del Mar Castro Varela u.a. (Hg.): Suchbewegungen. Interkulturelle Beratung und Therapie, Tübingen 1998, S. 42

²¹ Charlotte Kohn-Ley: Antisemitische Mütter – Antizionistische Töchter? In: Charlotte Kohn-Ley/Ilse Korotin (Hg.): Der feministische Sündenfall. Antisemitische Vorurteile in der Frauenbewegung, Wien 1994, S. 229

lismus. Auch die in den frühen 1980er Jahren divergierend debattierte These der ‚Mittäterschaft von Frauen‘,²² die Frauen als Mitgestalterinnen im Nationalsozialismus und jeglicher Kulturbildungen aufzeigt und die Polarisierung, ‚die Frau ist Opfer‘ und ‚der Mann ist Täter‘ aufhebt, bilden einen historischen Kontext von Queer-Theorien, wie sie in Deutschland und Österreich diskutiert werden, wenngleich diese kaum mehr Erwähnung findet. So haben Reflexionen gegen die angebliche klassen- und kulturübergreifende Wir-Kollektivität²³ aus eurozentrischer Perspektive und die Kritik an Rassismus²⁴ und Antisemitismus in „eigenen Kreisen“ kaum Spuren hinterlassen. Es bleibt abzuwarten, ob diese Kontexte in *queeren* Auseinandersetzungen noch aufgenommen werden: zugunsten der Vermeidung von Ausschlussmechanismen, durch die (gewaltsam) das jeweils Andere institutionalisiert wird.

Zentrale Schwerpunkte in Queer-Theorien

Akzeptanz, Anerkennung von Differenzen und (politischer) Gleichheit sowie Versuche, eindeutige Identitäten aufzulösen, Kategorisierungen zu dekonstruieren, gehören zu den wesentlichen Anliegen von Queer-Theorien bzw. Queer-Studies. Als politische und theoretische Richtung, die in sich nicht einheitlich ist, intendiert *queer* – mehr oder minder im Konsens –, das Seinlassen von Mehrdeutigkeiten sowie ein Feld von

²² Vgl. Christina Thürmer-Rohr (Mhg.): *Mittäterschaft und Entdeckungslust*, Berlin 1989. Dies.: *Vagabundinnen. Feministische Essays*, Berlin 1987. Dies.: *Verlorene Narrenfreiheit*, Berlin 1994. Einen guten Überblick, inwiefern die These der Mittäterschaft in der BRD diskutiert bzw. abgestritten wurde, gibt Karin Windhaus-Walser: *Gnade der weiblichen Geburt? Zum Umgang der Frauenforschung mit Nationalsozialismus und Antisemitismus*. In: *Feministische Studien, Radikalität und Differenz*, Nr. 1, Weinheim 1988

²³ Wenn auch diese Kollektiv-Bildung in den 1970er Jahren politisch-strategische Intentionen barg, in dem der Feminismus als Befreiungsbewegung für *alle* Frauen-Opfer gegen *das* Patriarchat gesetzt wurde, ist über Lektüren augenscheinlich, dass diese Parolen von vielen Feministinnen selbst wörtlich genommen wurden. Um möglichen Missverständnissen vorzubeugen: die Beurteilung aus zeitlicher Distanz gebietet selbstverständlich auch Vorsicht und soll nicht die politische Intention der autonomen Frauenbewegung der 70er Jahre schmälern.

²⁴ Birgit Rommelspacher schreibt zu Recht, dass es in Deutschland immer noch keine Rassismusforschung gibt. Sie analysiert die These vom Patriarchat, wonach alle anderen Machtverhältnisse unwesentlich seien, und die These der Gleichsetzung von Rassismus und Sexismus, wonach *alle* Frauen in gleicher Weise zur diskriminierten Minderheit gehören würden, als Hauptgründe des Negierens jener Kritik. Birgit Rommelspacher: *Rassismus und Sexismus im feministischen Diskurs*. In: Dies.: *Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht*, Berlin 1995. Vgl. auch Dagmar Schultz: *Unterschiede zwischen Frauen - ein kritischer Blick auf den Umgang mit ‚den Anderen‘ in der feministischen Forschung weißer Frauen*. In: *Beiträge zu feministischer Theorie und Praxis*, Nr. 27, Berlin 1983

Möglichkeiten und Räumen für vielfältige Ausdrucksformen vor allem von Geschlecht und Sexualität zu öffnen. Das Bemühen um die Aufhebung aller eindeutigen und vermeintlich natürlichen Identitäten – auch der homogenen Gruppenidentität(en)²⁵ – bedeutet ein Antreten gegen die heterosexuelle Normgesellschaft und meint gleichzeitig die Auflösung der „räumlichen und symbolischen schwul-lesbischen Identitätspolitik“: gegen Monokulturen, Norm- und Normierungskataloge sowie polarisierende Dichotomisierungen. Dabei wird Heteronormativität nicht nur dahin gehend kritisiert, insofern sie sich auf genitale Akte bezieht, sondern insofern sie bestimmt, was überhaupt als Sexualität gilt und Bestandteil von Normen, Strukturen und Vorstellungen über Geschlecht, Körper, Familie, Identität oder (National-)Staat u.a. ist.²⁶ Gegen die zweigeschlechtliche Identitätspolitik, die als heteronormative darin ihre Verankerung findet, forciert *queer* die „Strategie der Unbestimmtheit“ und das „Sein-Lassen verschiedener Identitäten oder Nicht-Identitäten“.²⁷ Im Versuch der Auflösung von Genderkategorien (Mann/Frau) werden transgender Personen, gay-lesbian-bi, Cross-Identifikationen, Intersexen oder Travestie u.a. ins Blickfeld gerückt und die begriffliche Vielfalt sowie die Pluralität von Lebensformen aufgezeigt. Gegen die Identitätspolitik meint *queere* Identität selbst „Identität ohne Kern“,²⁸ womit zuweilen eine sehr weite Interpretation von *queer* einher geht: Alles, was der jeweiligen gesellschaftlichen Norm nicht entspricht, ist *queer*.²⁹ Zentral ist eine spezifische Auffassung von Geschlecht.

Die Kategorien sex und gender

Geschlecht wird in Anlehnung an die Theoretikerin Judith Butler als eine historische Beziehung von sozial hervorgebrachten Subjekten aufgefasst, d.h. nicht als Eigenschaft, die ein für alle Mal gesetzt ist, sondern als eine sich verändernde und veränderbare Variable. Das sogenannte biologische Geschlecht (*sex*) entspricht in dieser Perspektive nicht notwendigerweise dem daraus abgeleiteten sozialen Geschlecht (*gender*) und bewirkt nicht notwendigerweise eine bestimmte Form des Begehrens. Geschlecht, Geschlechtsidentität und Sexualität werden als sozial und kulturell Hervorgebrachtes, als Konstrukt analysiert. Der Körper und dessen Materialität

²⁵ Annamarie Jagose: *Queer*, a.a.O., S. 117, 164

²⁶ Vgl. Corinna Genschl: *Fear of an Queer Planet*. In: *Das Argument* 1996

²⁷ Vgl. Annamarie Jagose, *Queer*, a.a.O., 2001, Corinna Genschl: *Nachwort*. In: *Queer*, a.a.O., S. 216

²⁸ Annamarie Jagose: *Queer*, a.a.O., S. 124

²⁹ Diese weite Definition ist im Rahmen von *queer* auch umstritten. Vgl. Annamarie Jagose: *Queer*, a.a.O., S. 141f.

wird als sozialer Geschlechtskörper erst hergestellt. In Anlehnung an Butler brechen Queer-Theorien die Differenz von Biologischem, Sozialem und Kulturellem auf und intendieren damit, das Biologische zu entnaturalisieren.

Wir haben gelernt, an äußeren Merkmalen (Erscheinungsbild wie auch biologische Geschlechtsmerkmale) zu erkennen, was eine Frau/ein Mann ist. Über die Sozialisation lernten wir, zu handeln wie ein Mann/wie eine Frau. Und wir haben ferner gelernt, dass ein Mann eine Frau begehrt und umgekehrt. Dieses Wissen stellt einen gesellschaftlichen Code dar, der von vielen Menschen verinnerlicht ist. Es erscheint als Wahrheit, die auf biologische bzw. genetische Ursachen zurückgeführt wird, d.h. naturalisiert und ideologisch abgesichert wird. Alles, was dieser Form nicht entspricht, gilt als Abweichung, als krank. Queer-Theorien analysieren Bedingungen der Sozialisation von Geschlecht (*sex* und *gender*) und zeigen auf, dass Geschlecht in eben diesen Sozialisationsprozessen entsteht: untermauert von Wissenschaft, Medien, Literatur, Musik usf. und Institutionen (Kirche, Recht, Gesundheits- und Bildungswesen u.a.). Queer-Theorien weisen darauf hin, dass diese Vorstellungen keine unumstößliche Wahrheit sind. Vielmehr ist Geschlecht (*sex* und *gender*) ein soziales Konstrukt, welches in die jeweilige Gesellschaft bzw. Kultur eingebettet ist.

Der Prozess der Geschlechterkonstruktion wird im Rahmen von Queer-Theorien abermals in Anlehnung an Judith Butler dargestellt: es ist ihr zufolge eine diskursive Herstellung, die durch die Macht der Diskurse in permanenter Wiederholung geschieht. Butler verwendet dafür den Begriff *Performativität*³⁰ und zeigt damit, dass die Gestaltung von Geschlecht eine ritualisierte Produktion, ein Ritual ist, das unter Zwang und durch Zwang wiederholt wird – bei Androhung der Ächtung oder gar des Todes.³¹ Ist von diskursiver Herstellung des Geschlechts als performativer Akt die Rede (als das, was ein Subjekt konstituiert und nicht, was es tut), so scheint diesem jedoch eine Vereinfachung inne zu liegen. Denn die Konstituierung von Bedeutungen innerhalb einer Gesellschaft, auch von Geschlecht oder besser, seine Institutionalisierung, unterliegt einem komplexen Prozess, der über die Imagination und das gesellschaftlich-geschichtliche Imaginäre führt.³² Doch in Anlehnung an die Fou-

³⁰ Vgl. Judith Butler: *Gender Trouble. Feminism and The Subversion of Identity*, New York/London 1990 und Judith Butler: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Frankfurt/Main 1995

³¹ Judith Butler: *Körper von Gewicht*, a.a.O.

³² Vgl. Cornelius Castoriadis: *Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie*, Frankfurt/Main 1984

caultsche Machtanalyse,³³ die die Möglichkeit des Widerstandes gegen herrschende Macht-Diskurse betont, erhält der Begriff Performativität im Rahmen von *queer* politische Relevanz: als *performance*, d.h. als theatralische, politisch-subversiv angelegte und parodierende Inszenierung. So verschieben etwa *drag queens* und *drag kings* bei ihren Auftritten vermeintlich natürliche Geschlechter/Rollen und treten gegen binäre (Zwangs-)Identitäten auf. Dass *drag* aber an sich nicht Widerstand gegen Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit bedeutet, betont Butler, insofern Parodien erst in einem bestimmten Kontext als Widerstand lesbar und wirksam werden, also vom Publikum als solche verstanden werden müssen. Weg von der Bühne wird das besonders dann schwierig, wenn Menschen *queer* als alltägliche Praxis leben.³⁴ Trotz dieser Problematik liegen für Butler politische Strategien zur Auflösung fixierter Gender-Eindeutigkeiten in der performativen Wiederholung als Verwirrung von Geschlecht (z.B. Travestie) und in der Parodie des Begriffs, des Originals als solches.

Queere Vielfalt gegen imaginierte Krankheitsbilder

Queer-Theorien setzen bei Butlers kritischer Analyse von *sex* und *gender* an, fassen beides als sozial/kulturell Konstruiertes auf und richten ihr Augenmerk auf jene Schnittstellen, wo das biologische Geschlecht (*sex*), das soziale Geschlecht (*gender*) und Begehren nicht zusammenpassen. Sie untersuchen Wirkungsweisen von Queerness selbst, d.h. von nicht-normativen sexuellen Identitäten, Praktiken und Begehren in verschiedenen Bereichen, und beschreiben Modelle, die Brüche im vermeintlich stabilen Verhältnis zwischen Geschlecht und sexuellem Begehren hervorheben (Cross-Identifikation, Inter-Sexualität, transgener u.a.). Im Eintreten für die *queere* Vielfalt gilt es, Begriffe zu dekonstruieren, mit denen das angeblich Nicht-Normale und Krankhafte in wirksam-wirkenden Diskursen betont wird.

So definiert etwa der Brockhaus *Intersexualität* als Bezeichnung für Lebewesen mit „normalerweise getrenntgeschlechtlichen Arten“ bei denen sowohl männliche als auch weibliche Merkmale vorkommen bzw. Zwischenformen existieren. Und der Duden führt *Intersexualität* an als eine „krankhafte Mischung von männlichen und weiblichen Geschlechtsmerkmalen und Eigenschaften“ in einem Individuum, das nor-

³³ Michel Foucault selbst versuchte die unterdrückten Diskurse der Frauen, Irren, Arbeiter, Homosexuellen u.a. zu mobilisieren und ihnen im Gesamtdiskurs der Gesellschaft Gehör zu verschaffen und ihn zu stören.

³⁴ Wolfgang Hörbe/Monika Mecha: Trans Queer Express. In: Diskurs 3/99

malerweise getrenntgeschlechtlich sein müsste. Queer-Theorien versuchen dagegen, die Bezeichnung Intersexualität aus dem pathologisierenden Kontext zu heben und kommentieren jene Stellen z.B. damit, ob schon jemand jemals eindeutige Körper gesehen habe. Das Beispiel Intersexualität ist um so brisanter als die Definition im Sinne des Krankhaften in Deutschland Eingang in das sogenannte Transsexuellengesetz (1980) fand. Dieses verlangt bei *Änderung des Vornamens* von einem männlichen in einen weiblichen bzw. umgekehrt, „drei Jahre unter Zwang zu stehen“ (§1/1) und eine „hohe Wahrscheinlichkeit, dass sich ihr Zugehörigkeitsempfinden zum anderen Geschlecht nicht mehr ändern wird“ (§1/2). Bei *Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit*, d.h. gerichtlich anerkannten Veränderung des Geschlechts, sind ebenfalls ein dreijähriges Leiden (§8/1) vonnöten und überdies darf man nicht verheiratet (§8/2) und muss dauernd fortpflanzungsunfähig (§8/3) sein. Als wesentlich gilt hier ferner, dass man sich einem operativen Eingriff unterzogen hat, durch den eine deutliche Annäherung an das Erscheinungsbild (d.h. äußere Geschlechtsmerkmale) des anderen Geschlechts erreicht worden ist (§8/4). Dass all diese mühsamen und menschenunwürdigen Verfahren gerichtliche Gutachten benötigen, versteht sich nahezu von selbst. Queer-Theorien richten sich gegen die Herstellung des eindeutigen Geschlechts durch den medizinisch-biologischen Diskurs und seiner juristischen Verankerung; sie stellen komplexe Mechanismen infrage, die in der Konstruktion von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit wirksam werden, diese konstituieren und zur verbindlichen Norm zu erheben suchen.

Fragend *queer* be/denken

Insofern es Queer-Theorien um die Konstruktion einer „queeren Anti-Normativität“³⁵ und um die Etablierung der Nicht-Norm geht, ergeben sich mehrere Überlegungen auf unterschiedlichen Ebenen.

Das Novum und die alte Logik der Ausgrenzungsmechanismen?

Queer-Theorien beanspruchen selbst immer wieder, Neues zu denken und in Gang zu setzen. Im Bereich der Praxis ist evident, dass sich Queer-Theorien mit einer Wirklichkeit konfrontiert sehen, in der die Kategorien Mann/Frau eine de facto Rolle mit klaren Rechtsfolgen spielen und die Bedeutungen von *queer* weder de jure noch

³⁵ Corinna Genschel: Nachwort. In: Annamarie Jagose: *Queer*, a.a.O., S. 183

im gesellschaftlichen Imaginären verankert sind. Auf theoretischer Ebene steht zur Frage, inwieweit ex negativo verwendete oder dialektisch erweiterte Begrifflichkeiten wie *Nicht-Normalität*, *Nicht-Identität*, *Cross-Identifikation*, *Inter-Sexualität* ... tatsächlich ein Novum darstellen, oder auf der Skala der logischen Zweiwertigkeit angesiedelt bleiben: so ist etwa *Nicht-Identität* lediglich eine Umkehrung der Identität und das *inter* verweist auf ein Dazwischen-Sein – zwischen männlich und weiblich. Die Erhebung der „Nicht-Normalität“ zur Norm innerhalb von Queer-Theorien stellt eine strukturelle Beibehaltung von Gegebenheiten dar, insofern zwar Verschiedenheiten und Differenzen Akzeptanz erhalten, nicht aber Pluralismus im eigentlichen Sinne. Denn Pluralismus meint das Sein-Lassen von Andersheiten und anderen Seinsweisen, die die bipolare Logik sprengen und nicht in das Korsett der Re/Produktion von jeweils Anderen passen. Die Umkehrung der zweiwertigen Logik in dem Sinne, dass die Nicht-Norm zur Norm wird, impliziert per se die Ausgrenzung jener, die nicht dem queeren „Wir“ angehören. Zudem muss die Frage aufgeworfen werden, wer inhaltlich die Nicht-Norm als Norm bestimmen sollte und was mit jenen Lebensformen passiert, die einst als nicht-normal postuliert wurden, dann aber in die gesellschaftliche Norm integriert wurden – zumindest de jure, wie die Homosexuellenehe in Deutschland. Gesellschaftliche bzw. kulturelle Andersheiten würden diesbezüglich etwa zur zynisch formulierten Formel führen: Homosexualität in Österreich sei *queer*, weil juristisch nicht legitimiert; Homosexualität in Deutschland sei jedoch nicht *queer* usf. – zumindest insofern die Institution Recht als eine Institution gedacht werden muss, durch die das gesellschaftliche Imaginäre mitgestaltet wird.

Bestimmte Kritiken im Sinne der Ausgrenzungen wurden auch in Deutschland öffentlich: so fühlten sich manche Menschen durch *queer* nicht angesprochen; durch *queer* verschwinde der Begriff *Lesbe*, bzw. würde unter Anführungszeichen gestellt; der Feminismus würde als Gegenbild von *queer* entworfen usf. Und schließlich wurde zur Diskussion gestellt, ob *queer* letztlich Männlichkeit als Allgemeinheit herstellen würde. Diese Kritiken gehen einher mit der Auffassung, dass wir den Identitätsbegriff benötigen würden, um handlungsfähig zu sein.³⁶ Dass die Nicht-Identität eine negative Identität darstellt, wurde oben bereits erwähnt. Doch ebenso wenig wie es keine Verständigung, kein Verstehen untereinander und kein Planen für die Welt ohne Gleichheit der Menschen gäbe, wäre das Handeln selbst, dessen Bedingung nach Hannah Arendt die Pluralität darstellt, ohne Verschiedenheit (als absolutes Unter-

³⁶ Annamarie Jagose: *Queer*, a.a.O., S. 129

schiedensein voneinander) der Menschen nicht vorstellbar.³⁷ Jener vermeintlichen Handlungsunfähigkeit hält auch Butler zu Recht entgegen, dass die Dekonstruktion von Identität keine Dekonstruktion der Politik darstellt.

Mögliche Mehrdeutigkeiten von sex und gender?

Auch auf der Ebene des *sex* und *gender* Diskurses sind queere Definitionen nicht unproblematisch. So muss überlegt werden, inwiefern die Bedeutungen von *sex/gender* in verschiedenen Lebens- bzw. Seinsweisen selbst bestimmt werden, bzw. inwiefern Queer-Theorien die Definition darüber beanspruchen. Ebenso bedarf es einer Reflexion darüber, inwiefern sich *sex* und *gender* eindeutig und für alle gültig in Anlehnung an Butler bestimmen lassen. Diese Überlegungen lassen sich durch ein einfaches Beispiel veranschaulichen: zu *queer* gehört alles, was der Norm nicht entspricht, so die Aussage von Seiten einiger Queer-TheoretikerInnen, z.B. Intersexualität, Transsexualität, transgender, lesbisch, schwul, nicht der Norm entsprechende heterosexuelle Praktiken Doch wird in Teilbereichen des transgender-Diskurses etwa mit einer hierarchischen Reihung an *sex* als biologischer Kategorie bzw. anatomischer Konstante festgehalten – orientiert am vermeintlich Eigentlichen und am biologisch Männlichen: an erster Stelle der Hierarchie stehen „echte“, d.h. als solche zur Welt gekommene Männer, gefolgt von Transmännern, die u.a. operativ „vervollständigt“ wurden, danach kommen Transmänner, die „noch unvollständig“ sind und ganz unten angesiedelt sind die Butches, deren Maskulinität als „unauthentisch“ gilt, usf.³⁸ Queer-Theorien fordern keine „authentischen Echtheiten“ oder „echten Authentizitäten“ ein. Im Gegenteil. Doch will *queer* die „Nicht-Normalität“ zur Norm erheben, so stünden zweierlei Möglichkeiten offen: Entweder eine bestimmte Lebensform müsste gemäß divergierender Definition von Geschlecht ausgegrenzt werden; oder, um sie – gegen-die-Norm-seiend – als *queer* bezeichnen zu können, muss akzeptiert werden, dass es keine eindeutige Definition, keinen eindeutigen Diskurs auch im Bereich *sex* und *gender* gibt, sondern Mehrdeutigkeiten existieren.

Andere gesellschaftliche Regulative – weit über sex und gender hinaus?

Die Diskurs- und Bedeutungsfelder von Queer-Theorien könnten gemäß ihres Anspruches auf die Öffnung von Räumen für unterschiedlichste Lebensformen mannig-

³⁷ Hannah Arendt: *Vita Activa oder vom tätigen Leben*, München 1967, S. 164-171

³⁸ Jannik Franzen: *Grenzgänge: Judith „Jack“ Halberstam und C. Jacob Hale*. In: *Polymorph* (Hg.): (K)ein Geschlecht oder viele? *Transgender in politischer Perspektive*, Berlin 2002, S. 83

faltig sein. Geschlecht, Ethnizität, Kultur, *Race*, Klasse, soziale Schicht, Religion, Ability, Alter ... explizit einzubeziehen, würde *queer* zu einer Gesellschaftstheorie etablieren, in der Identitätskategorien grundsätzlicher und Ausgrenzungsmechanismen umfassender infrage gestellt werden: gerade in Gesellschaften, in denen das identitätslogische Denken immer noch die Grundlage für Klassifizierungen, Kategorisierungen, Stigmatisierungen und Ausgrenzungen jener Menschen bildet, die der institutionalisierten Norm nicht entsprechen und/oder, die nicht willkommen sind. Doch existiert mittlerweile vehemente Kritik an Queer-Theorien, andere Kategorien bzw. andere gesellschaftliche Regulative als *sex* und *gender* in ihren Reflexionen auszulassen bzw. nur am Rande zu erwähnen, oder sich anderer Unterdrückungsformen im Sinne von Metaphern zu bedienen.³⁹ Dabei sind jene Kritiken am zahlreichsten, die das Bedenken von rassistischen Strukturen, das Infragestellen von Nationalstaaten oder das Reflektieren der Bedeutungen, transgener *und* Schwarz zu sein, einfordern.⁴⁰ Der Vorwurf an Queer-Theorien geht dabei dahin, dass nicht nur die Reflexion allgemein ausgespart bleibt, sondern dass vielmehr Schwarze Transgender gar nicht als Subjekte auftauchen, als gäbe es sie nicht – in einem Diskurs, der von Weißen geführt wird, die selbst ihr Weiss-Sein nicht zu reflektieren brauchen. (Es erübrigt sich, auf die Parallele mit den erwähnten Kritiken in den 1980er Jahren hinzuweisen.) Zur Frage stehen ferner Verschränkungen von Unterdrückungsmechanismen, z.B. in Bezug auf schwul-lesbische und transgener MigrantInnen und Flüchtlinge mit der Forderung, diese Lebensformen müssten im Rahmen von Queer-Theorien mit reflektiert werden.⁴¹ Insgesamt besagen jene Kritiken, dass Queer-Theorien lediglich eine marginalisierte Kategorie herausgreifen, *sex/gender*, und zur Basis des „Widerstandes“ erklären, womit die Struktur des dominanten Diskurses nicht angegriffen wird. Diesen Kritiken steht die Aussage diametral gegenüber, dass sich für *queer* von Anbeginn der Anspruch ergab, Sexualität stets in ihrer Verknüpfung mit anderen Machtverhältnissen zu reflektieren.⁴² Doch nur selten reagieren Queer-Theorien gegen die Privilegierung des *sex/gender*-Diskurses, indem sie jene Kritiken in ihre Analyse aufnehmen, den eigenen Diskurs dekonstruieren, andere Kategorien einbeziehen und auch die Grenzen möglicher Verschiebungen von Gegebenheiten thematisieren.

³⁹ Eine häufig verwendete Metapher ist jene von Geschlecht und Diaspora oder im Exil Lebender.

⁴⁰ Vgl. Grada Ferreira: Die Farbe unseres Geschlechts. Gedanken über ‚Rasse‘, Transgender und Marginalisierung. In: Polymorph (Hg.): (K)ein Geschlecht oder viele? a.a.O.

⁴¹ Vgl. Maria del Mar Castro Varela/Encarnacion Gutierrez Rodriguez: Queer Politics im Exil und in der Migration. In: Questio (hg.): Queering Demokratie, Berlin 2000.

⁴² Sabine Hark: Deviante Subjekte, a.a.O., S. 108

Ausblicke

Queeres Handeln und Denken eröffnet gerade aufgrund seiner Ansprüche nach Akzeptanz von Differenzen und Anerkennung vielfältiger Lebens- und Denkformen die Chance, dichotome Polarisierungen und hierarchisierende Kategorisierungen aufzulösen. Gleichwohl stellt *queer* nicht die erste Denkrichtung dar, deren Forderung sich gegen unterschiedliche Diskriminierungen,⁴³ Herrschafts- und Gewaltverhältnisse sowie gegen Ausgrenzungen richtet: zugunsten der Politik der Anerkennung über die Dialektik von (politischer) Gleichheit und Differenz hinaus. (Ungeachtet von Queer-Theorien werden ja seit langem verschiedene Ansätze der Politik der Anerkennung öffentlich diskutiert.⁴⁴)

Theorie ist nicht Handeln. Auch Queer-Theorien oder Queer-Studies können sich zur Aufgabe machen, etwas öffentlich radikal infrage zu stellen und anderes zu setzen. Doch bleiben Lösungen von gesellschaftlichen Herrschafts- und Gewaltverhältnissen zugunsten der Freiheit aller eine Sache der „praktischen Politik, die von der Übereinkunft vieler Menschen abhängen und abhängen müssen“.⁴⁵ Sie sind, mit Arendt formuliert, keine Sache theoretischer Erwägungen eines Einzelnen oder einer kleinen Gruppe, die nie mehr als die Ansichten einzelner oder weniger Menschen oder einer Gruppe reflektieren, und damit andere ausschließen (können). Was aber theoretische Erwägungen zu leisten vermögen, ist das Anregen zur Besinnung notwendiger gesellschaftlicher Veränderungen. Inwiefern Queer-Theorien über einzelne gesellschaftliche Nischen hinaus dazu umfassend beitragen können, bleibt abzuwarten oder aktiv mitzugestalten. Vorsicht aber ist geboten, *queer* in eine Modeerscheinung zu verwandeln, die an theoretischem und politischem Gehalt verliert und die – gegen eigene Intentionen – selbst Ausgrenzungsmechanismen unterliegt oder produziert. Das wäre eine bloße Wiederholung von bereits Da-Gewesenem.

⁴³ Iris Marion Young führt Ausbeutung, Marginalisierung, Machtlosigkeit, Kulturimperialismus und Gewalt an. Vgl. Young: Fünf Formen der Unterdrückung. In: Herta Nagl-Docekal/Herlinde Pauer-Studer (Hg.): Politische Theorie. Differenz und Lebensqualität, Frankfurt/Main 1996

⁴⁴ Einige Konzeptionen dazu werden von Gudrun Perko besprochen in: Leah C. Czollek/Gudrun Perko (Hg.): Verständigung in finsternen Zeiten. Interkulturelle Dialoge statt ‚clash of civilisations‘, Köln 2003

⁴⁵ Hannah Arendt: Vita Activa oder vom tätigen Leben, München 1967, S. 12

Edith Bauer

Gender-Körper: Geschlechterdifferenz im Diskurs der Postmoderne

Im Zentrum nachfolgender Überlegungen soll Thomas Laqueurs 1990 erschienene Untersuchung „Making Sex. Body and Gender from the Greeks to Freud“ stehen, in der er sich mit der kulturell geprägten Wahrnehmung von Geschlechtlichkeit befasst.¹ Laqueurs bahnbrechende Arbeit über die dem historischen Wandel unterworfenen Wahrnehmung und Bewertung des Geschlechtskörpers wurde 1992 ins Deutsche übersetzt.² Sie trug nun den Titel „Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud“. Anders als beim englischen Original, das die Eckpunkte der Laqueurschen Auseinandersetzung durch die Begriffe Sex, Body und Gender markiert, ist in der deutschen Titelübersetzung nur von Geschlecht und Leib die Rede: Es fehlt der deutschen Sprache die Möglichkeit, zwischen zwei geschlechtlichen Körpern zu unterscheiden, die einmal eine anatomische, bzw. biologische Gegebenheit zum Ausdruck bringen und ein andermal die soziale bzw. kulturelle Übersetzung oder Zuschreibung dieser Gegebenheit, durch die sogenannte Geschlechterrolle. Dieser Unterschied zwischen Geschlechtskörper und Geschlechterrolle bzw. Geschlechtsidentität lässt sich im Englischen weitaus umstandsloser als im Deutschen durch das Begriffspaar Sex - Gender bezeichnen. Der Begriff Gender, für den es im Deutschen bislang keine allgemein eingeführte Entsprechung gibt, verweist darauf, dass Geschlechtsidentität nicht angeboren ist, sondern soziokulturell durch diskursive Zuschreibungen erworben wird und sich in einer Geschlechtsrolle manifestiert.

Als Kategorie der Geschichtswissenschaft wurde Gender von der historischen Frauenforschung Amerikas („gender-studies“) eingeführt. Die us-amerikanischen Historikerinnen deckten auf, dass neben Merkmalen wie Ethnie und Klasse, die bereits zu

¹ Den Anlass für die Auseinandersetzung mit Laqueurs Arbeit bot eine im Sommersemester 2002 an der Alice-Salomon-Fachhochschule stattgefundene Gender-Tagung. Das Ziel dieser Tagung bestand u.a. darin, Studierende der Sozialarbeit mit dem Begriff bzw. der Kategorie Gender vertraut zu machen und Einblicke in die Begriffsgeschichte zu vermitteln sowie Bezüge zum Feminismus herzustellen. Die Frage nach der besonderen Bedeutung von Gender für die Soziale Arbeit, die natürlich keineswegs unwichtig ist, sollte nicht im Zentrum der Tagung stehen. Dementsprechend ist auch der hier in schriftlicher Fassung vorliegende Tagungsbeitrag nicht darauf konzentriert, die Verwertbarkeit des Gender-Begriffs für Theorieverständnis und Praxis Sozialer Arbeit zu erläutern, sondern einzelne Kapitel seiner Entstehungs- und Nutzungsgeschichte in knapper Form zu referieren sowie die Ergebnisse der Laqueurschen Untersuchung zur Diskussion zu stellen.

² Zitiert wird im folgenden allerdings aus der erst 1996 erschienenen Übersetzung: Thomas Laqueur: Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, München 1996

etablierten Kategorien der historischen Wissenschaft gehörten, auch das Geschlecht eine entscheidende Rolle in geschichtlichen Prozessen spielt, die sich annähernd angemessen nur dann rekonstruieren lassen, wenn die Geschlechtszugehörigkeit (Sex) als Bedingung der Positionierung (Gender) einer Person innerhalb verschiedener Zeitepochen und kultureller bzw. sozialer Entwicklungen Berücksichtigung findet. So reflektierte der Begriff Gender zunächst die kulturelle Determination von Geschlechterrollen und diente der Abgrenzung vom vermeintlich ahistorisch, biologisch bestimmten Geschlechtskörper. Mittlerweile, worauf später noch genauer auch in Auseinandersetzung mit Judith Butler eingegangen wird, hat sich jedoch die Ansicht durchgesetzt, dass auch das biologische Geschlecht nicht als eine ahistorische Größe wahrgenommen werden kann, sondern „nature“ ebenso wie „sex“ Konzepte mit Geschichte sind.

Für Gerda Lerner, eine der wichtigsten Theoretikerinnen der us-amerikanischen Frauengeschichtsforschung, bestanden die Anliegen dieser Forschung darin, Frauen in die Leerstellen der Überlieferung einzufügen und gleichzeitig ein Bewusstsein dafür zu entwickeln, dass die Lebensgeschichte von Frauen in der Geschichte nicht oder kaum vorkommt. Diese Situation, die mit einer Unzulänglichkeit der gewohnten historischen Begriffe zu tun hat, aber auch mit der Beschränktheit herkömmlicher Fragestellungen, ändert sich nach Lerner, sobald das soziale Geschlecht (Gender) der Geschichte als analytische Kategorie hinzugefügt wird. Dann eröffnen sich insbesondere der Sozialgeschichte völlig neue Dimensionen und werden Überlegungen möglich, die z.B. die Auswirkungen betreffen, welche Veränderungen im Familienleben, bei Beschäftigungschancen, Erziehung, Bildung, Recht und institutionellen Strukturen auf Frauen haben. Auch Fragen nach dem Einfluss, den Statusveränderungen von Frauen auf die gesellschaftlichen Wertvorstellungen und die Lebensformen insgesamt nehmen, lassen sich erst dann formulieren.³

Gender versteht Lerner als „eine kulturelle Definition von Verhaltensnormen je nach Definition dessen, was in einer bestimmten Epoche als das den beiden biologischen Geschlechtern jeweils angemessene Verhalten gilt.“⁴ Weiblichkeit könnte demgemäß als Zusammenhang kultureller Rollenzuschreibungen begriffen werden und das Geschlechtsspezifische tatsächlich als „ein Kostüm, eine Maske, eine Zwangsjacke, in der Männer und Frauen sich in ihrem ungleichen Tanz bewegen“.⁵

³ Gerda Lerner: Frauen finden ihre Vergangenheit. Grundlagen der Frauengeschichte, Frankfurt/Main 1995

⁴ Ebd., S.199

⁵ Ebd.

Die Zuordnungen von biologischem und sozialem Geschlecht sind von der us-amerikanischen Anthropologin Gayle Rubin als „sex-gender-system“ beschrieben worden. Ins Deutsche ist die Bezeichnung „sex-gender-system“ als System der Geschlechterbeziehungen übersetzt worden. Der Begriff meint das institutionalisierte System, das einzelnen „Personen Ressourcen, Eigentum und Privilegien je nach der kulturell bestimmten Auffassung von ihrer geschlechtsspezifischen Aufgabe und Bedeutung zuteilt. So bestimmt das biologische Geschlecht, dass Frauen die Kinder gebären, aber das biologisch-kulturelle System der Zuschreibung von Geschlechterrollen (sex-gender-system) bestimmt, dass die Frauen es sind, die die Kinder aufziehen“.⁶ Für Dorothy Dinnerstein ist das „sex-gender-system“ die grundlegende Bedingung für die unterdrückte Position der Frau in der us-amerikanischen Kultur. Was Dinnerstein beschreibt ist auf deutsche Verhältnisse ohne weiteres übertragbar: „Solange die Frauen in erster Linie für die Kinder zuständig sind, wird (eine) doppelte Moral bestehen bleiben. Die raue Wahrheit lautet, dass kein gesellschaftlicher Kompromiss, der andere Merkmale der Situation der Frau verändert, ihre Rolle als primären Elternteil jedoch intakt läßt, an der asymmetrischen sexuellen Bevorzugung des Mannes rütteln wird. Selbst wenn diese Wahrheit allgemein verstanden würde, gäbe es viele ansonsten unerschütterliche Feministinnen, die davor zurückschrecken würden, danach zu handeln. Es ist eine Sache, eine Veränderung des Status‘ der Frau in Bezug auf Bildung, Beruf und rechtliche Stellung zu wollen, und eine ganz andere, wenn man anfängt die Mutterschaft anzutasten.“⁷ Dinnersteins Einschätzung wird durch die bio-ethischen Richtungen im Feminismus bestätigt, die an einer biologisch fundierten Differenz der Geschlechter festhalten und Weiblichkeit primär über Mütterlichkeit und Mutterschaft definieren möchten. Eine Trennung von biologischer und sozialer Mutterschaft mit der Konsequenz, dass Frauen zwar Kinder gebären, Männer sie aber versorgen und erziehen würden, trägt für den bio-ethischen Feminismus nicht zu einer wünschenswerten Befreiung der Frau bei.

Dass gerade in Deutschland Mütter ein kulturgeschichtlich hartnäckig verteidigtes Gut sind und der bio-ethische Feminismus hierzulande ein stabiles Fundament hat, betont u.a. Barbara Vinken. Vinken stellt fest, dass Frauen in Deutschland mehrheitlich noch immer unbefleckt von allem männlichen Karrierismus und Egoismus einen Beruf wählen müssen, der mit Familie zu vereinbaren ist. Das deutsche „sex-gender-system“ wird über Arbeitsmarktstrukturen und Familienpolitik verankert und sieht

⁶ Ebd., S. 200

⁷ Dorothy Dinnerstein: *Das Arrangement der Geschlechter*, Stuttgart 1979

für Frauen mit Kindern die Aufgabe der Vereinbarkeit von Familien- und Berufspflichten vor. Da Vätern keine vergleichbaren Pflichten aufgetragen werden, nimmt es auch nicht Wunder, dass bisher nur 2% der Männer mit Kindern den Erziehungsurlaub in Anspruch nehmen. Vinken äußert über die gegenwärtige Situation in Deutschland: „Bruchlos werden die Vorstellungen und das Vokabular der gemäßigten Frauenbewegung vor 1933 (wieder) aufgenommen: 1. Mütter sind Männern moralisch überlegen. 2. Die männliche Welt ist eine kalte Welt des ungezügelter Karrierismus, erfüllt von sex and crime. 3. Es gibt ein Wesen des Mütterlichen, das vom weiblichen, biologischen Geschlecht nicht zu trennen ist. Frauen, die davon nichts an sich haben, sind ganz unmütterlich `vermännlicht`.“⁸ Durch ihre Kritik am bio-ethischen Feminismus verortet Vinken sich selbst am anderen Ende des Spektrums feministischer Positionen: Vinken steht für einen Feminismus, der eine Gleichstellung von Frauen mit Männern anstrebt statt einer Gleichberechtigung behaupteter Differenzen beider Geschlechter. Die beiden unterscheidbaren Forderungen nach Gleichstellung der Frauen mit den Männern, bzw. der Gleichberechtigung von Frauen bei Wahrung von (geschlechtlicher) Differenz konkurrieren im Feminismus bereits seit geraumer Zeit miteinander. Dennoch verstehen sich beide Positionen als gleichermaßen emanzipatorisch und werden auch jeweils im Interesse der Emanzipation der Frau vertreten. Bemerkenswert ist, dass die Forderung nach Anerkennung einer Gleichheit von Mann und Frau bereits während der Aufklärungszeit laut wurde. 1791 gab die feministische Philosophin Olympe Marie de Gouges in Paris die sogenannte „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin“ ab. Artikel 1 dieser Erklärung lautet: „Die Frau ist frei geboren und bleibt dem Manne gleich in allen Rechten.“⁹ Als positive Inhalte der für Mann und Frau gleichermaßen gültigen Rechte bezeichnete de Gouges u.a.: „Freiheit, Sicherheit, das Recht auf Eigentum und besonders das Recht auf Widerstand gegen Unterdrückung.“¹⁰ Mit dem Ziel einer Gleichstellung der Geschlechter insistierte de Gouges darauf, dass Frauen keinerlei Sonderrechte eingeräumt werden sollen: „Sie werden“, so de Gouges, „verklagt, in Haft genommen und gehalten wie immer es das Gesetz vorsieht. (...) Die gesetzliche Strenge muß gegenüber jeder Frau walten, die für schuldig befunden wurde.“¹¹

⁸ Barbara Vinken: Mütter, Kinder und Karriere. In: *Lette International*, Heft 51, 2000, S. 78-81

⁹ Marie Olympe de Gouges: Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin. In: Otfried Höffe (Hg.): *Lesebuch zur Ethik. Philosophische Texte von der Antike bis zur Gegenwart*, München 1998, S. 239

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ebd., S.239

Als Vertreterin eines Feminismus der Geschlechtergleichstellung machte sich de Gouges stark für eine auch in der gegenwärtigen Gender - Mainstreaming - Politik zum Ausdruck kommende feministische Richtung. Von dieser Richtung unterscheiden sich – wie bereits mit Bezug auf den bio-ethischen Feminismus angesprochen wurde – diejenigen Feministinnen, die ausgehend von einer sexuellen Differenz für Frauen und Männer je unterschiedliche Erfahrungen im Sozialen betonen und auch von unterschiedlichen Körpererfahrungen ausgehen. Die Tatsache, dass der weibliche Körper andere Organe als der männliche und Organe mit anderen Funktionen aufweist, dass Frauen im Unterschied zu Männern gebären, stillen, menstruieren, andere erogene Zonen besitzen, wird in der feministischen Debatte um die Geschlechterdifferenz immer wieder ins Feld geführt – auch im Interesse der Frage nach geschlechtsspezifischen Werten. Insbesondere die Entwicklung der feministischen Ethik ist eng verknüpft mit der Diskussion der Geschlechterdifferenz und den Fragen nach der Bedeutung der Geschlechtlichkeit von handelnden Subjekten in Prozessen, wie z.B. der Fürsorge bzw. Sozialarbeit. Die Kritik feministischer Philosophinnen lautet u.a., dass die sexuelle Differenz bislang nicht gedacht worden ist, dass es keine angemessene Wahrnehmung der Existenz zweier Geschlechter gibt und die Differenz der Frau vom Mann geleugnet wird.

Die Idee einer im Anatomischen gründenden Differenz der Geschlechter ist selbst aber längst nicht so alt, wie die meisten Männer und Frauen meinen. Im Gegenteil hat Laqueur, auf dessen eingangs bereits zitierte Arbeit jetzt näher eingegangen werden soll, dezidiert nachweisen können, dass erst seit dem 18. Jahrhundert die vorherrschende, allerdings keineswegs universelle Ansicht bestand, dass es im Körperlichen zwei feststehende, inkommensurable und gegensätzliche Geschlechter gibt. Das bedeutet auch, dass das Leben dieser beiden Geschlechter im Bereich des Politischen, Ökonomischen und Kulturellen – ihre Geschlechtsrollen – in diesen Fakten begründet sind. Laqueurs These lautet, dass in den Zeiten vor der Aufklärung, das biologische Geschlecht (Sex) als das Epiphänomen verstanden wurde, während das soziale Geschlecht (Gender), das heute als kulturelle Kategorie aufgefasst wird, primär oder „real“ war.¹² Dieser Sachverhalt kann mit Laqueurs eigenen Worten wiedergegeben werden: „Ein Mann oder eine Frau zu sein, hieß, einen sozialen Rang, einen Platz in der Gesellschaft zu haben und eine kulturelle Rolle wahrzunehmen, nicht jedoch, die eine oder andere zweier organisch unvergleichlicher Ausprägungen des Sexus zu sein. Anders gesagt, vor dem 17. Jahrhundert war der Sexus noch

¹² Vgl. Thomas Laqueur: Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, München 1996

eine soziologische und keine ontologische Kategorie.“¹³ Laqueur hebt hervor, dass es genau bis in das Jahr 1759 gedauert hat bis in einem Anatomiebuch ein detailliert ausgeführtes weibliches Skelett abgebildet wurde, um dessen Unterschied zum männlichen zu illustrieren. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte es nur eine Grundstruktur des menschlichen Körpers gegeben und die war männlich. Die Bedeutung der schließlich markierten Unterschiede in und an den Körpern von Männern und Frauen stand in Zusammenhang mit einer Machtpolitik, für die die soziokulturell abgegrenzten Geschlechter wichtig waren. D.h., die neue Sichtweise auf den menschlichen Körper und die Überwindung des Ein-Geschlecht-Modells ist nicht im Fortschritt der (Medizin-) Wissenschaften zu suchen, sondern im Wandel gesellschaftspolitischer Strukturen nach der französischen Aufklärung. Es wurde im Zuge der Industrialisierung nach biologischen Begründungsmöglichkeiten einer Geschlechterdifferenz im Interesse der Rechtfertigung klar abgegrenzter Geschlechterrollen und einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung gesucht.

Laqueurs Arbeitsergebnisse lassen sich des weiteren dahingehend zusammenfassen, dass seit der Antike und bis in die Epoche der Aufklärung hinein statt der Zweigeschlechtlichkeit, die für uns in der Gegenwart die Realität einer bereits ewig anmutenden Wahrheit besitzt, das Ein-Leib bzw. Ein-Geschlechtermodell unbedingte Priorität behaupten konnte. Die Geschlechter wurden als individuelle Abweichungen einer Norm betrachtet, die am männlichen Körper ausgerichtet war. Mit der ungeachteten und wissenschaftlich noch nicht entdeckten biologischen Differenz zwischen Männern und Frauen ging eine für heutige Verhältnisse beachtliches Angebot an sozialen Rollen einher. Diese Rollen konnten von Männern wie Frauen besetzt werden, da Frauen nicht das andere Geschlecht repräsentierten, sondern nur die mehr oder weniger imperfekte Version des einen, männlichen Geschlechts. Sehr wohl waren Frauen existent, die aufgrund ihrer relativen „Männlichkeit“ Männerrollen legitimerweise ausfüllen durften. Erst mit der Etablierung des Zwei-Geschlechtermodells und damit einhergehenden Ontologisierungen dessen, was männlich bzw. weiblich sein soll, konnte die Wissenschaft fälschlicherweise sozialgeschlechtliche Merkmale als natürliche Kategorien ansehen, für die biologische Erklärungen nicht nur angemessen, sondern sogar notwendig wurden. Die Konsequenz, die Laqueur aus dieser Situation zieht, ist, dass sich viele der vermeintlich sexuellen Unterschiede zunehmend als Gender-Unterschiede herausstellen und „die Unterscheidung zwischen Natur und Kultur in sich zusammen (fällt), weil ersteres in letzterem aufgeht.“¹⁴ Die Einsicht,

¹³ Ebd., S. 20f.

¹⁴ Ebd., S. 26

die Laqueur hier formuliert, ist, dass sich ein zweifelsfreies Ursachenverhältnis zwischen biologischem und sozialem Geschlecht kaum mehr darlegen und begründen lässt. Das Geschlecht ist für Laqueur vielmehr kontextabhängig wie das Menschsein überhaupt und alle Versuche, es aus seinem diskursiven, sozial determinierten Milieu zu isolieren sind zum Scheitern verurteilt. Die Etablierung des Ein-Geschlechtermodells, für das man die Gründe in der Antike erdacht hatte, sollte der Durchsetzung des Patriarchats dienen und den Vater ermächtigen, um ihn, statt die Mutter, mit Werten besetzen zu können. Für die Männer, die an diesen Auseinandersetzungen beteiligt waren, ging es dabei nach Laqueur um nichts weniger als die Unterdrückung der Basis für ein genuin anderes, gleichwertiges Geschlecht.

Laqueur intendierte mit seiner Arbeit u.a. auch zu verdeutlichen, dass es keine „richtige“ Repräsentation von Frauen im Vergleich zu Männern gibt und dass die gesamte Wissenschaft vom Unterschied folglich von einem falschen Ansatz ausgeht. Für Laqueur werden hier auch die vorab bereits erwähnten Teile des Feminismus (bio-ethischer bzw. Feminismus der Geschlechterdifferenz) zu einem Problem, soweit sie, wie andere Wissenschaften auch, dem Irrtum verfallen, ein wahres Bild des Geschlechtsunterschiedes in irgendeinem kulturell bedeutungsvollen Sinne produzieren zu können. Bei der Auseinandersetzung um das vielbeschworene „Wesen“ der Frau, kann es nach Laqueur nicht um biologische Fragen über die Wirkung von Organen und Hormonen gehen, sondern ausschließlich und nur um kulturelle und politische Fragen.

Judith Butlers Überlegungen vorwegnehmend, kommentiert Laqueur die Ergebnisse seiner historischen Untersuchungen schließlich, indem er sagt, ein Großteil der von ihm ausgewerteten Zeugnisse verweist darauf, dass die Beziehung zwischen einem Organ als Zeichen und dem Körper, der es angeblich validiert, eine willkürliche ist.(!) Butler selbst formuliert in Auseinandersetzung mit Simone de Beauvoirs bekanntem Statement, man komme nicht als Frau zur Welt, sondern werde dazu gemacht, dass „man sein Körper von Anfang an ist und erst danach sein Geschlecht wird“.¹⁵ Für Butler ist „die Bewegung vom Sex zum Geschlecht (...) dem verkörperten Leben immanent und bezeichnet den Prozeß, den ursprünglichen Körper zu seiner kulturellen Form zu modellieren.“¹⁶ Die gedanklichen Konsequenzen, die Butler aus der zitierten Kommentierung der These de Beauvoirs zieht, lauten, dass das Geschlecht

¹⁵ Judith Butler: Variationen zum Thema Sex und Geschlecht. Beauvoir, Wittig, Foucault. In: Gisela Nunner-Winkler (Hg.): Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik, München 1995, S. 57

¹⁶ Ebd., S. 60

nicht auf einen Ursprung zurückzuverfolgen ist, weil es selbst eine hervorbringende Aktivität sei, „die unaufhörlich stattfindet“. Jede und jeder von uns wird dementsprechend täglich mehr oder weniger Frau oder Mann jeweils in Abhängigkeit von spezifischen Aktivitäten, die unterschiedliche Bewertungen erfahren. Inwiefern die Repräsentation des eigenen Körpers, nämlich die Darstellungsweise von Sex – geschlechtlicher Identität – beengende Interpretationen von Weiblichkeit bzw. Männlichkeit aufsprengen kann und soziale Existenzmöglichkeiten für beide Geschlechter sich erweitern, spricht Butler an, wenn sie sagt: „Die Wahl (...) seinen Körper in einer bestimmten Weise zu leben oder zu tragen, impliziert eine Welt von bereits etablierten Körperstilen. Ein Geschlecht wählen, heißt also, gegebene Geschlechtnormen zu interpretieren und sie so zu reproduzieren und neu zu organisieren. (...) das Geschlecht ist das stillschweigende Projekt, Kulturgeschichte gleichsam am eigenen Leib zu erneuern. Und dies ist keine vorgeschriebene Pflicht, um deren Erfüllung wir uns bemühen müssen, sondern eine Aufgabe, in die wir immer schon verstrickt sind.“¹⁷ Um zu konkretisieren, worum es in dieser Aussage geht, müssen wir uns nur kurz einmal bewusst machen, in welchen Alltagshandlungen wir z.B. unser Geschlecht anders realisieren, leben oder ausleben als unser (biologisch) gleichgeschlechtlicher Elternteil das getan hat. Wann und wie handeln wir ganz alltäglich und weitgehend unbewusst anders als unsere Mütter oder Väter gehandelt haben? Nun lassen entsprechende Erfahrungen von Geschlechts-Dislokation, erzeugt durch ein Verhalten, dass den mit unserem (biologischen) Geschlecht verknüpften Erwartungen zuwiderläuft, nach Butler erkennen, dass wir die Geschlechter, die wir geworden sind, nicht unbedingt auch sein müssen. Aber eins der größten Probleme im Vollzug der Wahl eines Geschlechts verdeutlicht Butler, indem sie zwischen Körper „sein“ und Körper „existieren“ unterscheidet. (Sie meint mit letzterem das Bewusstsein vom Körper als Entwurf oder sozialem Bedeutungsträger.) Im Anschluss an diese Unterscheidung betont Butler dann, dass Frauen generell mit der Körpersphäre identifiziert werden, damit Männer einen nichtverkörperten Status aufrechterhalten können, den Status des männlichen „Ich“ als einem nichtkörperlichen Intellekt. Frauen, die nicht als Körper existieren, sondern ihr Körper sind, besetzen für Butler damit nicht nur eine „versklavende Identität“, sondern unterstützen bzw. ermöglichen Männern damit die Nichtverkörperung. Diese bedeutet, seinen Körper im Modus der Verleugnung zu leben: d.h. u.a. auch Schmerz und Krankheit zu verdrängen,

¹⁷ Ebd., S. 61

Sucht nicht wahrzunehmen und sich selbst zum Anderen des Körpers zu machen: hier Mann, dort Körper; hier Nicht-Körper, dort Frau.

Greifen Frauen diese Aufteilung auf und monopolisieren für sich die Körpersphäre des Lebens, so gelingen ihnen Artikulationen eigener Wünsche nur in diversen Verkleidungen körperlicher Bedürfnisse und Notwendigkeiten: Sie sind dann das Geschlecht und haben keine Gender-Wahl oder Gender-Identität mehr. Sie sind dann auch nicht bloß das andere Geschlecht, sondern werden zum Geschlecht schlechthin und jede Dislokation wird ihnen unmöglich.

Bereits vor Butler hat allerdings schon Laqueur festgestellt, dass es wahrscheinlich nie möglich sein wird eine Geschichte des männlichen Körpers und seiner Freuden zu schreiben, weil immer nur die Sexualität der Frau konstituiert wird, weil der Geschlechtsunterschied aufgemacht wurde und wird als Unterschied von Körper-Sein (Frau) und Intellekt-Haben (Mann), weil die Frau als „leere Kategorie“ mit dem Leib oder Körper in eins gesetzt wird. Und deshalb, meint Laqueur, scheint auch nur sie Gender (nötig) zu haben. Insofern nämlich der Mann als Nicht-Körper zugleich die Kultur ist und gemacht haben soll, gibt es ihn gar nicht anders als eine Gender-Erscheinung oder einen Gender-Körper – quasi ohne Geschlecht.

Lydia Schambach-Hardtke

Geschlechter-Vielfalt statt binärer Geschlechter-Normen Eine Auseinandersetzung mit Judith Butler

Mit diesem Artikel gebe ich eine kommentierte Zusammenfassung von Judith Butlers Buch „Das Unbehagen der Geschlechter“ und ihres Modells einer Dekonstruktion der Kategorie Geschlecht.¹ Schwerpunkt meiner Auseinandersetzung wird der vierte Abschnitt des letzten Kapitels „Subversive Körperakte“ sein. Butlers Kritik am Axiom einer einheitlichen Geschlechtsidentität sowie der Geschlechts- und Subjektkategorie möchte ich mit der Frage verbinden, welche politischen Handlungsmöglichkeiten für Frauen in der gesellschaftspolitischen Praxis noch möglich sind, wenn Butler doch jegliches Einwirken auf Kultur und Gesellschaft dem aktiv tätigen Subjekt abspricht.²

Neugierig machen Butlers Theorien, weil sie überkommene Denkmechanismen in Frage stellen. Der Versuch, die gewohnte Vorstellung binären Denkens aufzulösen, indem sie *quer* analysiert und dabei beispielsweise eine selbstverständliche Reihenfolge von einem zuerst biologischen und dann erst kulturell (ver)formten Geschlecht ‚durcheinanderwirbelt‘, ist teilweise schwierig nachzuvollziehen, weil ihre Darstellung konstruktivistischer Geschlechtsidentitäten einem traditionellen dualistischen Denken widerspricht. Ihre quere (queere) Herangehensweise an ein sogenanntes ‚natürliches Weiblich-Sein‘, bzw. ‚Männlich-Sein‘, – die Dekonstruktion der Kategorie Geschlecht –, bricht und verwischt Zuordnungen, die auch mit dem Bruch traditioneller Wertvorstellungen einhergehen. Das bedeutet, dass weder die Kategorie Frau(en) noch die Kategorie Männ(er) länger in festen und unvergänglichen Begriffen verwendet werden kann. Das ‚Übel‘ der Bedeutungszuschreibung der Differenzen, so wie sie der Feminismus schon lange kritisierte, wirkt überholt. Geschlecht ist in der feministischen Forschung nicht mehr als Analysekategorie zu verstehen. Einen Blick für die vielfältigen Differenzen der Geschlechtsidentitäten zu bekommen, ist eine erfolgversprechende Forderung von Judith Butler, diese in der politischen Praxis als Handlungsoption zum Abbau immanenter Geschlechterhierarchien zu akzeptieren, fällt jedoch schwer.

¹ Die Zitate in meinem Artikel (Seitenzahlen in Klammern) entnehme ich der Ausgabe: Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt/M. 1991

² Vgl. Sabine Hark: Vom Subjekt zur Subjektivität: Feminismus und die Zerstreung des Subjekts. In: Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor, Nr. 12, Berlin 1991/92, S. 22

Nicht nur „Unbehagen“, sondern „gender trouble“

Die amerikanische Philosophin Judith Butler lehrt an der John Hopkins University in Baltimore am Humanities Center. Sie ist 1956 geboren und gehört somit einer Generation an, die nicht mehr einen kampfbewussten um Veränderung der Verhältnisse führenden Feminismus verfolgen musste, wie er beispielsweise von Maria Mies vertreten wurde. Stattdessen setzte sie sich, nachdem auch die Differenztheorien der 1970er Jahre in eine Sackgasse geraten waren³, erkenntnistheoretisch mit der Geschlechterfrage im Rahmen der poststrukturalistischen Theorie auseinander und fragte in der Tradition des Philosophen Michel Foucault bzw. darüber hinaus gehend, nach der Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit sowie nach der diskursiven Produktion der Kategorie Geschlecht. Der Strukturalismus meint, dass das Geschlecht (sex und gender) eine soziale Konstruktion sei und das Subjekt durch ständige Reflexion und Diskurse immer wieder neu produziert werde. In Anlehnung an den Strukturalismus versteht Butler das Geschlecht als Ergebnis einer diskursiven, binären Struktur, das Subjekt als Effekt eben jener Diskurse, die seine Existenz immer schon voraussetzen.

Mit dem Buch „Gender Trouble“ (1990) (Dt.: „Das Unbehagen der Geschlechter“) hat sie sofort innerhalb der feministischen Landschaft einen viel beachteten Platz gefunden. Es gab rasch Befürworterinnen, aber auch Stimmen der Kritik: Einige TheoretikerInnen feierten sie als ein Symbol der „Auflösung der Geschlechter“, in anderen Ansätzen wird sie als „verblendetes Opfer des medizinischen Apparates“ diskreditiert.⁴ Bewundert wird ihre intellektuelle Schärfe und logische Präzision, mit der sie die „versteckt ontologischen Voraussetzungen feministischer Theoriebildung“ herausarbeitete⁵. Dagegen kann die Reaktion von Barbara Duden schon als polemisch betrachtet werden, wenn sie Butlers dekonstruktive Theorie als Lektüre betrachtet, die gerade gut genug für Modejournale sei.⁶ Nach Meinung von Hagemann-White ist dieses Buch „höchst oberflächlich und ärgerlich“.⁷ Baureithel gar bezichtigt sie der

³ Ulrike Baureithel: Verwirrung im Geschlechterspiel (Rezension). In: TAZ v. 31.10.1992, S. 13

⁴ Sven Brandenburg: Schlechte Wiederholungen. Der Transsexuelle taucht in der Queer-Theorie mal als trauriger Zwangsjackenträger, mal als fröhliches, nicht identitäres Subjekt auf. In: Jungle World Nr. 14, 2001, S.1

⁵ Bettina Schulte: Kein Ort für das Weibliche, nirgends. In: FR v. 15.01.1992

⁶ Barbara Duden: Die Frau ohne Unterleib. Zu Judith Butlers Entkörperung. In: Nathalie Amstutz/Martina Kuoni (Hg.): Theorie - Geschlecht - Fiktion, Frankfurt/M. 1994

⁷ Carol Hagemann-White: Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. In: Feministische Studien, H. 2, 1993

Ignoranz „weil sie den Aspekt weiblicher Erfahrung unberücksichtigt lässt“, so seien alle vorangegangenen feministischen Diskurse falsch oder zumindest unbrauchbar in der Postmoderne.⁸ Butler hat also mit der Veröffentlichung eine Vielzahl von Diskursen über Geschlechtsidentität und kulturelle Einschreibungen von Körpern angeregt.

Im Vorwort ihres Buches weist Butler darauf hin, was sie mit „Gender Trouble“ vermitteln möchte, indem sie eingangs auf das Gefühl des **Unbehagens** hinweist, dass „die zeitgenössischen Debatten über die Bedeutungen der Geschlechtsidentität“ immer wieder bei ihr hervorrufen (7). Die Anmerkungen der Übersetzerin in der Fußnote geben einen Überblick, was dem deutschen Begriff „Unbehagen“ in der Übersetzung von „**trouble**“ zuzuordnen sei. Der Begriff „trouble“ umfasst einen ganzen Fächer von Bedeutungsvarianten: von „Ärger“, „Schwierigkeiten“ bis zu „Beunruhigung“, „Verstörung“, „Unbehagen“. Butler möchte den Begriff „Unbehagen“ positiv, im Sinne von „Rebellion“ verwenden, also als Auflehnung gegen herrschende Gesetze und Normen.

Hauptanliegen von Butlers Untersuchung ist, **Geschlechtsidentität** als soziale Konstruktion zu interpretieren. Butler vertrete eine Theorie der „Geschlechtsfindung, wonach Geschlecht, Männer und Frauen, männliche, weibliche Körper durch eine unablässige Folge von eigenen und fremden Bedeutungszuweisungen ständig inszeniert werden.“⁹

Butlers **Kritik** richtet sich im „Vom Unbehagen der Geschlechter“ u.a. gegen die existierenden theoretischen Überlegungen von Simone de Beauvoir, die Frauen als das „andere Geschlecht, partikular negativ, zum männlich Universellen denkt“¹⁰ oder gegen Luce Irigaray, die als Vertreterin eines ‚radikalen‘ Differenzkonzeptes die Unmöglichkeit weiblicher Partizipation in der männlichen Bedeutungsökonomie unterstreicht. In ihrem Buch arbeitet sie präzise die versteckt ontologischen Voraussetzungen feministischer Theoriebildung heraus. Sie kritisiert die Arbeiten von Monique Wittig und Julia Kristeva als Zeichen für die geisteswissenschaftliche Auseinandersetzung, die seit Jahrzehnten „in Anknüpfung an die Metaphysik Nietzsches und die Subjektkritik Freuds einen Beitrag zur Diagnose der Postmoderne“¹¹ leisten.

⁸ Ulrike Baureithel: Verwirrung im Geschlechterspiel, a.a.O.

⁹ Claudia Pinl, Zeitschrift für Frauenforschung, H. 3, 1996, S. 163/64

¹⁰ Ulrike Baureithel: Verwirrung im Geschlechterspiel, a.a.O.

¹¹ Ebd.

Ihr Buch möchte Butler als eine **Provokation** gegen eine feministische Theorieentwicklung verstanden wissen, die die gesellschaftliche Konstruktion von Weiblichkeit ins Zentrum ihrer Untersuchung stellt. Sie will das Sex-Gender-Konzept der amerikanischen Feministinnen, welches zwischen dem biologischen und dem sozial erworbenen Geschlecht unterscheidet, theoretisch widerlegen. Butler widerspricht der gängigen feministischen Unterscheidung, bzw. deren Interpretation, dass der biologischen Geschlechtsdifferenz (Mann/Frau) Gender als die übergeordnete Struktur sozialer Rollen im Nachgang aufgestülpt wird. Ihrer Meinung nach ist auch die biologische Seite sozial konstruiert. Daher setzt sie dieser naturalisierten Unterscheidung von Sex und Gender ihre Position entgegen:

- Die Kategorien des biologischen (sex) wie auch die des kulturellen (gender) Geschlechts sind selbst Effekte diskursiver Praktiken.

Das anatomische Geschlecht (sex) von Frau und Mann, bisher die Grundlage für alle Konstruktionen sozialer und kultureller Geschlechtsidentität, begreift die Philosophin nicht mehr als natürliche Gegebenheit. Sie denaturalisiert Geschlechtsdifferenz, wenn sie Sex und Gender als ein ineinander verwobenes Ganzes bezeichnet, was heißen soll, dass der Körper nicht der Grund für die geschlechtliche Identität ist, sondern das bereits das biologische Geschlecht als solches eine Konstruktion darstellt.

Die Sex/Gender-Konstruktion ermögliche zwar den Feministinnen die Auseinandersetzung mit der Geschlechtersozialisation, erklärt Butler, behalte aber die Dichotomie, den Gegensatz von Natur und Kultur, bei. Letztendlich stellt sie die Geschlechtsidentität, das Geschlecht und auch die Sexualität, so wie sie auch von den Feministinnen als Ausgangspunkt genutzt werden, als Identitätskonstrukte in Frage und dekonstruiert die Kategorie „Frau“ als Identitätskategorie. Damit ist der Geschlechterbegriff, so wie er lange Zeit die feministische Diskussion bestimmte, für Butler überholt. Geschlechtsidentität, so setzt sie der bisherigen Entwicklung des wissenschaftlichen Feminismus entgegen, sei diskursiv, performativ, durch Wiederholungen in einem Körper eingeschrieben, bevor ein kulturell ‚überformtes‘ Gender entstehen konnte. Damit verneint Butler eine dem Geschlecht bisher zugeordnete Chronologie, wonach der zuerst existierende Körper anschließend kulturell geprägt wird. Stattdessen, so ihre **These**,

- wird zunächst die **Geschlechtsidentität** produziert, dann das biologische Geschlecht und als letztes das Subjekt.

Daran schließt sie ihre Kritik an die Theorien feministischer Identitäten an. Ihrer Meinung nach misslingt ihnen der Versuch, das „sitierte Subjekt zu umfassen“ (210), denn deren Aufzählung von Adjektiven bei der Identitätszuordnung wird stets mit einem „usw.“ ergänzt. (Ethnie, Farbe, Klasse usw.) und sie stellt die Frage an die Theoretikerinnen, „welcher politische Impetus“ aus diesem „usw.“ abgeleitet werden kann? Diese unbegrenzbare Bezeichnung „usw.“, so das Fazit von Butler, biete sich aber als neuer Ausgangspunkt für eine feministische politische Theorie an“ (210).

Subjektbegriff bei Butler

Butler lehnt das ‚Beharren‘ der Feministinnen auf einem Subjekt ab, denn ihrer Meinung nach erweist sich gerade das feministische Subjekt durch dasjenige System diskursiv konstituiert, das seine Emanzipation ermöglichen soll. Es ist genau dieser Kreislauf, den Butler durchbrechen möchte. Ihr Ziel ist es, die Geschlechtsdifferenz selbst in den Blick zu nehmen und den Beweis anzutreten, dass es nicht die Biologie ist, die das Gegensatzpaar männlich/weiblich prägt, sondern die Sprache, der Diskurs, „die Ordnung der Rede“ (51). Diskurs und Sprache decken sich in Butlers Verständnis, daher gibt es bei ihr – da das Subjekt erst durch den Diskurs erzeugt wird – kein Subjekt vor dem Diskurs bzw. vor der Sprache. So kommt sie zu der **These**:

- Das **Subjekt** wird erst durch die Sprache, durch die Gesellschaftsstrukturen, „von außen, durch die heterosexuelle Geschlechtmatrix etc. produziert.“¹²

Für Butler sind sowohl die Subjekte als auch die Körper Effekte der Konstitution im Diskurs und „nicht etwa eine Voraussetzung.“ Wie die Konstitution des Subjekts, „wird auch der Körper von außen, durch den Diskurs, durch die Gesellschaft, durch die Macht hergestellt.“¹³ Vorher ist kein Körper. Ihr Ziel sei es nun, die westliche epistemologische Tradition einer Subjekt-Objekt-Dichotomie in Frage zu stellen, ein vorgängig existierendes Subjekt greifbar und verständlich zu machen und Teilgebiete, die nicht durch Kultur und Diskurs determiniert sind, aufzuzeigen.

Nach Butlers Ansicht wird das Subjekt zu aller erst von dem Diskurs hergestellt. Damit ist bei ihr das Subjekt dem Diskurs unterworfen. Die Vorrangstellung, die das Subjekt in der Philosophiegeschichte immer als ureigenster Ausdruck des cartesia-

¹² Vgl. Gabriele Heidl: Jenseits der Dekonstruktion: Eine Kritik an Judith Butlers Subjekt- und Körperverständnis. In: Zeitschrift für Frauenforschung, Sonderheft 2, 1999, S. 75-92

¹³ Ebd.

nischen Denkens in seiner Dichotomie „Subjekt-Objekt“ hatte, bekommt bei Butler einen anderen Stellenwert: es wird eigentlich bei ihr aufgehoben. Es geht Butler jedoch nicht um den „Tod des Subjekts“, wie es in einigen Rezeptionen dargestellt wird, sondern um die Dekonstruktion des Subjekts, es soll nicht total verneint oder verworfen werden, sondern infrage gestellt werden.¹⁴

„Das Subjekt dekonstruieren heißt nicht es zu verneinen oder zu verwerfen. Im Gegenteil: die Dekonstruktion beinhaltet lediglich, dass wir alle Bindungen an das, worauf sich der Terminus „Subjekt“ bezieht, suspendieren. (...) und – vielleicht ist dies der wichtigste Aspekt – einen Begriff wie „das Subjekt“ für eine Wieder-Verwendung oder einen Wieder-Einsatz öffnen, die bislang noch nicht autorisiert waren.“¹⁵

Zur Kategorie ‚Frau(en)‘

Es geht Butler in erster Linie darum, „gegen überkommene bipolare **Geschlechtsidentitäten**, gegen die Vorstellung, dass männlich sei, was nicht weiblich ist und umgekehrt“ zu argumentieren.¹⁶ Die Geschlechtszugehörigkeit gilt als ‚natürliche‘, sie sei jedoch nur hinter „biologischen Fakten“ verkleidet, so Butler, während die diskursiven Konstituierungen verdeckt bleiben, die performativ etwa Mädchen zu Mädchen und Jungen zu Jungen formen.

Die Begriffe „weiblich“ und „Frau“ sind für sie nicht mehr eindeutig erklärbar, beide Termini seien eher „verworren und unfixiert“ (9). Die duale Unterscheidung ‚Weiblich-Sein‘ oder ‚Männlich-Sein‘ ist ihrer Meinung nach keine natürliche Tatsache, sondern eher „Effekt von Diskursen, Institutionen und Verfahrensweisen“ (9). Butler problematisiert die scheinbare Natürlichkeit der Kategorie ‚Frauen‘ und fragt sich, inwieweit männlich/weiblich nicht eine kulturelle Performanz ist. Sie kämpft gegen die überkommenen Kategorien des Geschlechts und unterzieht die Kategorien, die bisher die Vorstellungen zu männlich und weiblich führten, einer kritischen Betrachtungsweise.

¹⁴ Vgl. Gender Trouble - von der Dekonstruktion und ihren Missverständnissen, eine Sendung von Hyper-
text-Radio: <http://www.kubis.de/kultur/info/freieszene/hat-radio/gender-manu.ht>

¹⁵ Judith Butler: Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘. In: Seyla Benhabib u.a. (Hg.): Der Streit um die Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt/M. 1993, S. 48

¹⁶ Barbara Naumann: Wenn Körper „queer“ werden. In: Tagesspiegel v. 02.07.1995, W4

Sie wehrt sich gegen die Suche bzw. Behauptung des Feminismus nach einer „genuin weiblichen Identität“ als Form einer sinnstiftenden Funktion, als Möglichkeit einer Abgrenzung zur Männerwelt¹⁷, als ob es ein zusammenhängendes Bild von ‚den Frauen‘ gäbe. Butler richtet sich in ihrem Buch provokativ gegen den „Fundamentalismus einer kollektiven Frauenidentität“¹⁸ feministischer Forscherinnen und lehnt die Existenz einer vorgegebenen Identität und eine damit einhergehende Kategorie ‚Frauen‘ als eine fundierende Kategorie des feministischen Denkens ab.

Sie fordert, sich den Kategorien, durch die man konstituiert wurde, zu widersetzen, denn die Kategorie ‚Frau‘ ist eine zwanghafte und regulierende Kategorie, die mögliche Unterschiede zwischen Frauen ausschließt. Es ist gerade die kulturelle Fiktion der Binarität, so ihre These, die die dichotomen Rollenmuster und -prägungen von ‚den Frauen und den Männern‘ reproduziert. Butler wagt mit ihrer Annahme von der sozialen Konstruiertheit der Kategorie Geschlecht den Versuch, die Gemeinsamkeit des ‚Wir Frauen‘, wie sie der Feminismus bis Anfang der Neunziger Jahre postulierte, zu relativieren bzw. sie ad absurdum zu führen. Diese Abkehr vom feministischen, vereinheitlichenden „Wir-Frauen-Denken“ verbindet Butler mit einem Ansatz, der, offen gefasst, die Vielfältigkeit von Identitäten zulassen soll. Denn die politischen Interessen der Frauen in einem feministischen einheitsstiftenden „Wir“ zu artikulieren, als Feministin davon auszugehen, dass der Begriff ‚Frau(en)‘ eine kollektive Identität kennzeichnet, sei zwangsläufig zum Scheitern verurteilt, weil diese Form der Identitätspolitik u.a. von einer Homogenität der Frauen ausgeht.¹⁹

Geschlecht – Geschlechtsidentitäten als diskursiver Konstruktionsprozess

„Die Geschlechtsidentität ist die Selbstzuordnung zu der Frage, ob man Frau oder Mann ist, was keineswegs so eindeutig ist, sonst würde man ja nicht die geschlechtsspezifische Erziehung, die Erziehung hin zum bestimmten Geschlecht betreiben.“²⁰

Die Philosophin Butler entwirft eine Vielfalt von Geschlechtsidentitäten. Beispielhaft an der Unterscheidung zwischen anatomischem Geschlecht/Geschlechtsidentität zeigt sie, dass die Geschlechtsidentität nicht aus dem biologischen Geschlecht folgt

¹⁷ Ulrike Baureithel: Verwirrung im Geschlechterspiel, a.a.O.

¹⁸ Heide Volkening: „Wir“ über „uns“. In: Feministische Studien 1, 1995, S. 92

¹⁹ Ebd.

²⁰ Birgit Rommelpacher: Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht, Berlin 1995, S.183

und dass die Unterscheidung auf eine „Diskontinuität zwischen den sexuell bestimmten Körpern und den kulturell bedingten Geschlechtsidentitäten“ hinweist (23). Darüber hinaus, so Butler, wird die Geschlechtsidentität zu einem „freischwebenden Artefakt“, sofern man den „kulturell bedingten Status der Geschlechtsidentität unabhängig“ vom biologischen Geschlecht denkt (23). Die Begriffe Frau und weiblich, wie Mann und männlich wären dann austauschbar für den weiblichen/männlichen Körper.

Butler will nun auf Grund dieser Darstellung geschlechtlich bestimmte Subjekte nicht mehr eindeutig zuordnen und u.a. wissen,

- was denn der Begriff „Geschlecht“ überhaupt noch bedeutet?
- und ob von einem „gegebenen“ Geschlecht, bzw. von einer „gegebenen“ Geschlechtsidentität noch die Rede sein kann? Und inwieweit es eine Geschichte gibt, „eine Genealogie, die die binären Optionen möglicherweise als veränderbare Konstruktion offenbart?“ (23)

Sie fragt sich dann weiter, ob Menschen eine Geschlechtsidentität haben oder ob es sich dabei nur um ein Attribut im Sinne von ‚sie sind‘ handelt. Wie oder was ist für Butler nun das soziale Konstrukt Geschlecht? Bisher hatte sich Frau/Mann einem Geschlecht zuzuordnen, entweder dem weiblichen oder dem männlichen, ein „Dazwischen“ gab es nicht. Sofern nun die Geschlechtsidentität eine Konstruktion sei, könnte sie auch logischerweise anders konstruiert sein. Wie allerdings wäre dann eine Konstruktion denkbar, die nicht auf einen menschlichen ‚Konstrukteur‘ schließen ließe, fragt sich Butler? Geschlechtsidentitäten, so meint Butler, können „weder wahr noch falsch, weder wirklich noch scheinbar, weder ursprünglich noch abgeleitet sein.“ Jedoch können ihre Attribute „unglaublich gemacht werden“ (208).

Weitere Antworten sucht die Autorin in einem Widerspruch zu der These von Simone de Beauvoir zu finden, die gesagt habe, „man komme nicht als Frau zur Welt, sondern wird es“ (25). Mit dieser Aussage geht Beauvoir von einer Konstruktion der Geschlechtsidentität aus. Jedoch setzt ihre Formulierung einen Handlungsträger voraus, der sich eine Geschlechtsidentität angeeignet hätte und der vom Grundsatz her ebenso eine andere Geschlechtsidentität hätte annehmen können.

Ferner widerspricht sie Beauvoir, für die „der weibliche Körper eine Situation ist“, weil durch diesen „Geist-Körper-Dualismus“ (31) ein Rückgriff auf den Körper, der nicht bereits durch kulturelle Bedeutungen interpretiert ist, verhindert würde. Mit dieser Denkungsart steht Beauvoir in einer philosophischen Tradition, die die onto-

logische Unterscheidung zwischen Seele/Geist und Körper in einer hierarchischen Beziehung zueinander gesehen hat. Die kulturelle Zuordnung von Geist=Männlichkeit und Körper=Weiblichkeit, so Butler, sei symptomatisch für den Phallogozentrismus. Butler jedoch will den Beweis antreten, „dass das Geschlecht (sex) definitionsgemäß immer schon Geschlechtsidentität (gender) ist“ (26), und sie fordert „jede unkritische Reproduktion der Geist-Körper-Unterscheidung“ (31) neu zu durchdenken. Verantwortlich sei genau dieses dichotome Denken, so Butler, das die Geschlechter-Hierarchie produziert und aufrecht erhält.

Gerade diese Reproduktion will Butler verhindern, den Kreislauf binären Denkens durchbrechen. Daher setzt sie sich beispielsweise in ihrem letzten Kapitel mit dem Begriff des ‚Körpers‘ als „Komplex individueller und gesellschaftlicher Schranken“ auseinander. Dabei will sie den Beweis antreten, dass das Geschlecht eine „performativ inszenierte Bedeutung ist“, die eine parodistische Vervielfältigung erzeugter Bedeutungen der Geschlechtsidentität produzieren könne. In diesem Abschnitt geht es ihr darum, „die naturalisierten und verdinglichten Begriffe der Geschlechtsidentität, die die männliche Macht stützen, zu subvertieren und zu verschieben“.²¹ Mit diesem letzten Teil ihres Buches versucht Butler ‚Geschlechter-Verwirrung‘ anzurichten.

Leibliche Einschreibungen, performative Subversionen

„Tatsächlich denke ich, dass wir größtenteils zu einer Geschlechtsidentität gezwungen werden. Zu einer Geschlechtsreife gezwungen, aber in der Wiederholung dieser Aufführung (performance) zeigt sich am Rande die Möglichkeit einer gewissen Art von subversiver ReSignifikation (...). Es kann gut sein, dass es immer schwieriger wird, die exakte Trennlinie zwischen männlich und weiblich zu ziehen.“²²

Aus diesem Kapitel, das Butler mit „Subversive Körperakte“ betitelt, werde ich mich nur mit dem vierten Abschnitt auseinandersetzen, weil hier für mich Butlers ‚Durcheinanderwirbeln‘ der Geschlechter, ihr subversives Herangehen am deutlichsten wird.

²¹ K. Schröpfer: Zweigeschlechtlichkeit als soziale Konstruktion. Die Diskussion um Judith Butler, Diplomarbeit, Halle-Wittenberg 1997, S. 57

²² Claudia Reinhart: „Ich muss gestehen, ein Madonna-Fan zu sein“. Judith Butler in einem Fax-Interview: www.thing.de/neid/archiv/1/text/butler/htm

Butler kritisiert noch einmal, dass in vielen feministischen Theorien, die Identitätskonstrukte „des wahren Geschlechts, der diskreten Geschlechtsidentität und besonders der Sexualität“ als epistemischer Ausgangspunkt ihrer Politik und Theorie dienen. Die Feministinnen gar, so Butler, würden eine Politik betreiben, die im Namen *der* Frauen die Interessen *der* Frauen vertreten wollen: „Gibt es denn überhaupt eine politische Gestalt der „Frau(en)“, die der politischen Ausarbeitung ihrer Interessen (...) vorausgeht?“ (190) Daraus leitet sie einen ganzen Fragenkatalog zu den Themen: Identität, Körper, Geschlechtsidentität und Systeme der Zwangsheterosexualität ab. Sie vertritt den Standpunkt, dass „sowohl die Unterscheidung anatomisches Geschlecht (sex), Geschlechtsidentität (gender) als auch die Kategorie Geschlecht“ einen Begriff ‚Körper‘ voraussetzen, „der dem Erwerb seiner sexuell bestimmten Bezeichnung vorausgeht“ (190). Für Butler ist der Körper ein rein äußerliches Ding, also kein ‚Seiendes, sondern etwas unlebendiges, eine Bezeichnungspraxis. Ähnlich wie bei dem Subjekt – der Übergang ist fließend bei ihr – sieht sie den Körper als „eine variable Begrenzung, eine Oberfläche, deren Durchlässigkeit politisch reguliert ist“ (204). Butler begreift den Körper als etwas von außen, durch den Diskurs, durch die Gesellschaft, durch die Macht hergestelltes. Daher verweist sie noch einmal darauf, dass jede „Theorie des kulturell konstruierten Körpers“, danach untersucht werden muss, wie denn dieser Begriff gemeint sei und welche Bedeutungen mit diesem „Konstrukt fragwürdiger Allgemeinheit“ verbunden wären (191). Butler wendet sich erneut gegen ein dualistisches Denken von Sartre, das sie vorher schon bei de Beauvoir u.a. deswegen kritisierte, weil sie Körper und Bewusstsein voneinander trennen, d.h. ein körperloses Bewusstsein und einen Körper ohne Bedeutung darstellen. Sie fragt sich hinsichtlich der Geschlechtsidentität, inwieweit denn die (cartesischen) Dualismen hinderlich sind (Circulus vitiosus) bei der Herauslösung einer Binarität und einer ihr innewohnenden Hierarchie? Und sie fragt nach den Umrissen des Körpers, auf die sich die Geschlechtsidentität einschreibt.

Antworten auf die vielen von ihr gestellten Fragen zur Geschlechtsidentität und zur Problematik eines vorherrschenden Konzeptes der heterosexuellen Matrix versucht sie bei verschiedenen Theoretikern zu finden.

In Anlehnung an Freuds „Trauer und Melancholie“ entwickelt Butler einen psychoanalytischen Ansatz und sieht die Geschlechtsidentität als eine ‚melancholische Struktur‘. Das Objekt des Begehrens wurde einverleibt, ohne dass eine Trennung von ihm vollzogen wird. Kulturelle Verbote wie das Inzesttabu und/oder Homosexualität führen zur Verdrängung des Begehrens und letztendlich in die ‚heterosexuelle Melancho-

lie'. Bei diesem Prozess, den Butler als ein ‚Drama‘ skizziert, wird das „Verdrängte stumm bewahrt“ und die Heterosexualität erscheint als natürlich. Für Butler käme das Verbot noch vor dem Ödipusdrama: „Durch die melancholische Einverleibung des libidinös besetzten Objekts“ komme es zur Zwangsheterosexualität und das Begehren würde verdrängt werden, „ohne dass beides zu einer Synthese gebracht werden kann.“²³ Ein Ausbrechen aus diesen Immanenzen gibt es nicht. Denn das ‚Original‘ einer ‚geglückten‘ heterosexuellen Geschlechtsidentität“ kann es nicht geben, weil sie sich als „missglücktes ‚Imitat‘ einer Verdrängungsleistung offenbart.“²⁴

Philosophische Anregungen hat Butler auch bei Foucault, Kafka und Nietzsche gesucht, die auf die kulturellen Einschreibungen hinweisen, die auf den Körper einwirken (‘dem Körper prägen sich die Ereignisse ein‘; ‘die Geschichte nagt am Leib‘). Die philosophischen Überlegungen der drei Männer, die auf eine notwendige Zerstörung des Körpers zur Erschaffung von Werten hinweisen, (in Kafkas Strafkolonie zerstört das Folterinstrument den Körper) führt bei Butler zu der **These**,

- dass es bereits einen Körper geben muss, „der als fester und selbstidentischer der Einschreibung vorangeht und dieser Opfer-Zerstörung unterworfen ist“ (192).

Foucault, so meint Butler, verneint „die Sprache der Innerlichkeit“ als Möglichkeit der Disziplinierung und unternimmt den Versuch, „Nietzsches Lehre von der Verinnerlichung in der Genealogie der Moral nach dem Modell der Einschreibung umzuschreiben“ (198). Für die Insassen des Gefängnisses wurde das Gesetz als Disziplinierungsmaßnahme „einverleibt“ und ihre Körper veränderten sich, indem das Gesetz auf und durch den Körper wirkte. „Die Einschreibung auf dem Körper“ prägt die Seele als eine „Oberflächenbezeichnung, die die Innen/Außenunterscheidung verschiebt.“²⁵ Sozusagen ist die im Inneren des Körpers vermutete Seele „auf den Körper eingeschrieben“. Resultat dieser „Oberflächenpolitik des Körpers“ ist für Butler eine neue Beschreibung der Geschlechtsidentität, weil sie nur als Produkt der Phantasie durch Einschreibung auf dem Körper konstruiert wurde (198).

Daraus leitet sie die **Thesen** ab:

- Geschlechtsidentität ist eine Folge der Disziplinierung, im Sinne einer „Disziplinierungsproduktion“.

²³ Ulrike Baureithel: Verwirrung im Geschlechterspiel, a.a.O.

²⁴ Ebd.

²⁵ Ich möchte in diesem Zusammenhang an das christliche Ritual des Abendmahls erinnern: Der Christ ‚verleibt‘ sich den Leib Christi (per Oblate) zusammen mit seinem Blut (als Wein kredenzt) ein und ist nun von seinen Sünden gereinigt. Diese ‚leibliche Einschreibung‘ als ‚Gesetz der Kirche‘, regelt und diszipliniert den Christen und stellt einen Bezug, eine enge Verbindung, eine Einheit zu Gott dar.

- Tabus, Verbote bringen „intelligible Raster einer Zwangsheterosexualität“ (199) hervor.
- Eine natürliche Zweigeschlechtigkeit gibt es nicht, sie ist nur ein kulturelles Produkt, begründet in der Dominanz des geschlechterdualistischen Denkens.

Für Butler ist Geschlechtsidentität eindeutig diskursiv hergestellt, eine soziale Konstruktion, auch die vermeintlich biologische Zweigeschlechtlichkeit ist Ausdruck einer historischen Praxis. Sie bestreitet die Existenz eines ‚natürlichen, neutralen, biologischen Geschlechts, weil bereits der Körper kulturell kodiert ist und sie formuliert zur Identität des Geschlechts folgende zentrale **Thesen**:

- „Geschlechtsidentität erweist sich als Konstruktion, die regelmäßig ihre Genese verschleiert.“ (205) Sie ist eine kulturelle Fiktion, die durch kollektive Übereinkunft entsteht und fortgeführt wird.
- Die Geschlechtsidentität ist „das Resultat gesellschaftlich-kultureller Zu- und Einschreibungen, die Individuen in ein Zwangssystem von männlich vs. weiblich fest-schreiben“ (30).

In ihrem Modell geht sie davon aus, dass ein Gegenstand (Signifikat), der zwar bereits schon materiell existiert, erst durch den Akt des Bezeichnens (Signifikation) diskursiv hergestellt wird. Das soll heißen, dass die Bedeutungen, die wir den Dingen in der Welt zuordnen, nur durch die Sprache bestimmt werden. Es ist somit unvorstellbar, was vor der Sprache und der Kultur existiert. Für Butler stellt sich daher gar nicht die Frage, was denn die Frau „an sich“ sei, weil immer bereits bestehende Begrifflichkeiten das Frau-Sein so beschreiben, wie sie durch diese Vorstellungen bestimmt ist. Es gibt folglich keine Frauen vor dem Begriff „Frau“ und keine Männer vor dem Begriff „Mann“. Diese Begrifflichkeit, durch Sprache zur Existenz gebracht, wird auch als „performativ“ bezeichnet. Butler will also sagen, dass Beschreibungen, wie Frauen sind, wie Männer sind, keine Beschreibungen, sondern Zuschreibungen „oder Effekte der diskursiven Praktiken“ sind.²⁶ Für Butler heißt das: Es gibt keinen Körper, der nicht schon diskursiv geformt bzw. mit gesellschaftlichen Bedeutungen durchsetzt ist.

Sie interpretiert die kulturell diskursiv ‚verformte‘ Zweigeschlechtlichkeit als Zwangsheterosexualität. Diese Zwangsheterosexualität werde durch ein Nicht-Hinter-

²⁶ Barbara Naumann: Wenn Körper „queer“ werden, a.a.O.

fragen selbstverständlichen Denkens eines `vordiskursiven Geschlechts', bzw. durch ein Festhalten einer Sexualität vor der Kultur begünstigt. Sie dagegen möchte den Blick auf die **Verfahrensweisen** richten, die zu Wiederholungen der Geschlechternormen beitragen, denn diese **Wiederholungen** wiederum ermöglichen selbst die Wiederholungen „und verschieben durch radikale Vervielfältigung die Geschlechtsidentität“ (217).

Butler kritisiert die bisherige fundamentalistische Argumentation der Identitätspolitik, dass das Vorhandensein einer Identität die Voraussetzung politischen Handelns sei und sie möchte mit diesem Buch eine Wand aufbrechen, um jene Verfahrensweisen offensichtlich zu machen, die die kulturellen Konfigurationen der Geschlechtsidentität verdecken und an der Generierung der Identität ein Interesse haben.

Parodie als subversive Praxis

Butlers **These** einer diskursiven Zweigeschlechtlichkeit, die zwangsheterosexuell konstruiert sei, ist ihrer Meinung nach aus Existenzgründen ständig auf ihre Bestätigung durch Wiederholungen angewiesen.

Genau an diesem Punkt will Butler in Form einer subversiven Praxis ansetzen und fordert dazu auf, das Konstruierte der heterosexuellen Kategorien zu erkennen, um sie zu schwächen oder zu unterlaufen:

„Die kulturellen Praktiken der Travestie, des Kleidertauschs (...) parodieren sehr häufig die Vorstellungen von einer ursprünglichen oder primären geschlechtlich bestimmten Identität“ (201).

Die subversive Parodie der Travestie, so Butler, sei innerhalb der feministischen Theorie nie berücksichtigt worden, da gerade die Travestie und der Kleidertausch von ihnen als Herabsetzung empfunden und als unkritische Aneignung einer stereotypen Geschlechterrolle missverstanden würden. Diese feministische, ablehnende Haltung ist für Butler unverständlich, sei doch die Darstellung der Travestie lediglich ein Spiel, das parodierend den Unterschied zwischen der „Anatomie des Darstellers (performer) und der dargestellten Geschlechtsidentität“ (202) aufzeige. Die Geschlechterparodie würde die „performative Konstruktion des ursprünglichen und wahren Geschlechts?“ (9) offenbaren. Butler verspricht sich durch die parodistischen Imitationen, die geschlechtlich bestimmten Bedeutungszuschreibungen offensichtlich zu

machen und zu entnaturalisieren. Die Travestie imitiert die Geschlechtsidentität und würde dadurch, so ihre **These**,

- die „Imitationsstruktur der Geschlechtsidentität“ wie auch ihre Kontingenz offenbaren und das Geschlecht und die Geschlechtsidentität ent-naturalisieren“ (202).

Anregungen und Fragen zu Butlers Theorie

Butler geht in ihrer Auseinandersetzung zur Konstruktion der Geschlechtsidentität nicht näher darauf ein, wieso sich diese Identität so entwickelt hat, wie sie heute vorzufinden ist. Wieso, so fragt man sich, hat sich keine Vielfalt, sondern eine binäre Geschlechtlichkeit entwickelt und wieso hat sich die Zweigeschlechtlichkeit immer wieder kopieren können? Wer oder welche historischen Machtbeziehungen sind für die dualen Bedeutungszuschreibungen verantwortlich, die immer männlich besetzen, was positiv und weiblich, was negativ ist? Will Butler absichtlich keine Antworten auf diese Fragen finden, weil ihr Konzept der ‚Entgrenzung‘ nicht nach der Ursache fragen muss, sondern auf die Entlarvung der Geschlechterbiologie und der Heterosexualität als gesellschaftliches Konstrukt abzielt? Butler vertritt den Standpunkt, dass, um die „grundlegenden Kategorien des Geschlechts, der Geschlechtsidentität (...) als Effekte einer spezifischen Machtformation“ entlarven zu können, eine kritische Auseinandersetzung erfolgen muss, die nicht nach den Ursachen fragt. Diese Analyse möchte sie stattdessen im Sinne von Foucault durchführen, der sie in Anlehnung an Nietzsche als ‚Genealogie‘ bezeichnete. Und es ist gerade die genealogische Kritik, die es ablehnt, nach den Ursprüngen der Geschlechtsidentität, der inneren Wahrheit des weiblichen Geschlechts (...) zu suchen“ (9). Ziel der Genealogie sei es vielmehr, die politischen Verfahrensweisen aufzudecken, die Identitätskategorien als Ursache bezeichnen, „obgleich sie doch in Wirklichkeit Effekte von Institutionen (...) sind“ (9).

Für Butler ist Geschlechtsidentität ein Akt mit performativem Charakter, wobei sie Performativität nicht als einen einmaligen, alles determinierenden Akt versteht, sondern als eine nicht endende, sich wiederholende Praxis. Wie aber könnten diese Wiederholungen durchbrochen werden, fragt Butler, und „welche Performanz in welchen Kontexten zwingt uns, erneut die Stelle und die Stabilität von Männlichkeit und Weiblichkeit zu betrachten?“ (204) Wie und wodurch wären die ‚natürlichen‘ Kategorien der Identität veränderbar? Eine Antwort sieht sie in der Vervielfältigung der Geschlechter, als Möglichkeit von Subversion hinsichtlich bestehender Geschlechternormen. Dazu nutzt sie die „Geschlechterparodie“, um mit den Geschlechtsidentitäten zu spielen. Welche Formen der parodistischen Wiederholungen, so fragt sie weiter,

wirken nun störend und welche Wiederholungen setzen ungestört den Kreislauf kultureller Hegemonie fort?

Leider stellt sie diese Frage nur rhetorisch und gibt in ihrem Buch keine Antwort, wie es Frau oder Mann, die selbst verstrickt in einer diskursiven Geschlechtsidentität sind, gelingen sollte, genau die parodistischen ‚Einlagen‘ als produktiv bzw. kontraproduktiv, ‚spielerisch‘ subversiv einzubringen, um letztendlich den Circulus vitiosus zu durchbrechen. Stattdessen behauptet sie, dass die Performanz „die Illusion der geschlechtlich bestimmten Identität“ (215) aufdecke und die durch eine gesellschaftliche Fiktion gesetzten Geschlechternormen entlarve und der Lächerlichkeit preisgebe. Es sei genau die Parodie, so Butler, die diese Normen destabilisiere, wodurch Geschlechterkonfigurationen in vielfältiger Weise vorstellbar wären.

„Ich behaupte, (...) dass die Travestie auch die Unterscheidung zwischen seelischem Innen- und Außenraum grundlegend subvertiert und sich sowohl über das Ausdrucksmodell der Geschlechtsidentität als auch über die Vorstellung von einer wahren geschlechtlich bestimmten Identität (gender identity) lustig macht“ (201).

Und weiter:

„Indem die Travestie die Geschlechtsidentität imitiert, offenbart sie implizit die Imitationsstruktur der Geschlechtsidentität als solche – wie auch ihre Kontingenz“ (202).

Ist nicht aber auch der Transsexuelle, der die heterosexuellen Normen parodiert selbst ein Produkt des Diskurses, die ihn als Subjekt konstituiert hat? Es sind doch gerade die Transsexuellen, deren Körper durch den performativen Akt männlich/weiblich konstituiert sind, die männliche/weibliche Merkmale parodieren und in der Überzeichnung das, was gesellschaftlich männlich/weiblich bedeutet, lächerlich machen. Welche Trans-Identität hat der Transsexuelle und welche männlichen/weiblichen Wesensarten parodiert er dem Zuschauer gegenüber? Wie also kann die Travestie eine Geschlechtsidentität imitieren und „implizit die Imitationsstrukturen der Geschlechtsidentität“ offenbaren (202)? Welche Kategorien einer Geschlechtsidentität sind denn bei der Parodie Imitation und welche parodieren die Parodie?

Butler kommt zu dem Schluss, dass es einen festen Körper geben muss, wenn er z.B. wie bei Foucault erörtert, einer Zerstörung unterliegt (192). Trifft diese Schlussfolgerung nicht auch im Falle der Parodie zu? Muss nicht eine Geschlechtsidentität als etwas festes, bestehendes vorhanden sein, um sie zu parodieren? Handelt es sich bei der Travestie um eine Darstellung von einer Imitation eines Originals? Erzeugt die Travestie ein einheitliches Bild der Frau oder eine performative Fiktion? Ich bezweifle, dass

die Travestie ein Abbild der tatsächlich vorhandenen Geschlechtsidentität darstellt, sie kopiert, da sie nur bestimmte Merkmale einer weiblichen Geschlechtsidentität parodiert. Konkrete Vorstellungen davon, wie dieses Verwirrspiel, die „Identitäts-Vervielfältigung“, gelebt werden soll, gibt sie nicht.

Theorie und Praxis

Welchen Sinn diese ‚Patchwork-Identitäten‘, die ‚Anarchie der Geschlechter‘ bei der Dekonstruktion von Herrschaftsstrukturen haben, ist mir als Leserin nur teilweise erschlossen worden und auch nur ansatzweise zu akzeptieren. Mit einer Dekonstruktion des Subjekts, so wie es sich Butler vorstellt, könnte m.E. das Subjekt, das in der westlichen Welt immer als männlich gedacht wird, hinterfragt und vielleicht auf neue Art besetzt werden und zwar sowohl männlich wie weiblich oder sogar durch ein Kaleidoskop von Geschlechtsidentitäten.

Das Subjekt existiert bei Butler weiter, zwar nicht mehr so statisch männlich besetzt, eher variabel, aber es bleibt bestehen. Wie stellt sich nun das Verhältnis Subjekt-Objekt dar, was verändert sich innerhalb des dichotomen Bezugs hinsichtlich der Wertezuordnung? Mir ist noch nicht einmal ganz klar, ob das Objekt noch benötigt wird oder ob das Subjekt nach der Dekonstruktion zu einem **einzigen** vielseitigen, nicht mehr in dualistischem Denken verwobenen, Ausdruck wird? Unklar bleibt mir auch, wie ein praktikables Umgehen mit einer Dekonstruktion der Kategorien des (männlich besetzten) Subjekts aussehen würde. Etwa durch die Entlarvung der vermeintlich natürlich vorgegebenen Bedeutungszuschreibungen? Sollen die mit Hilfe der Parodie sichtbar werden?

Butler geht auch nicht näher darauf ein, ob durch das Spiel der Parodie die **Bewertung** der Differenz, die doch das eigentliche Übel ist, verändert werden soll. Sie will die Vervielfältigung der Geschlechter lediglich als eine Form der Subversion bestehender Geschlechternormen verstanden wissen. Mag ihr Ansatz als Legitimation einer homosexuellen Gesellschaftsgruppe gedacht sein, die so, wie sie sagt, noch immer viele Demütigungen als *sexuelle Minderheiten* erfahren muss.²⁷ Ein legitimes Vorgehen, sofern ihr Anspruch nicht darin besteht, eine universale Theorie zur Geschlechteridentität aufzustellen.

²⁷ Andrea Roedig: Jenseits fixierter Identität. Ein Interview. In: Siegessäule v. 11.06.2001

Meines Erachtens nach sollte Butler auch nicht paradoxerweise ihrer Kritik an dem zeitgenössischen Feminismus, der von einem binären Denken Frau/Mann ausgeht, eine Form dualistischen Denkens entgegensetzen, indem sie eine Zweiteilung von „Wir-Schwulen und „Wir-Lesben“ im Gegensatz zur Zwangsheterosexualität kreiert. Sie benötigt die Zwangsheterosexualität als das Andere und verfängt sich in einem Dualismus, den sie selbst kritisiert.

Ihre Theorie der vervielfältigten Geschlechtsidentitäten (,es gibt so viele Geschlechter wie Individuen‘) bekäme einen Charakter politischer Praktikabilität, wenn sie deutlicher erkennen ließe, wie sie das Verfahren der Parodie einsetzen will, um beispielsweise „eine Politik der Verzweiflung zu fördern“ (214). So aber scheint es Butler in ihrem Buch mehr oder weniger darum zu gehen, Schwule und Lesben innerhalb unserer gesellschaftlichen ‚Ordnung‘ aufzuwerten und eine binäre Geschlechtsidentität als zwangsheterosexuelle Konstruktion zu analysieren. Sie dreht sozusagen den Spieß um und erklärt, dass sie nicht die Heterosexualität als natürliche Konsequenz der Zweigeschlechtlichkeit sieht, sondern letztere als Ergebnis einer heterosexuellen Norm, wenn sie erklärt: „Das biologische Geschlecht ist ein ideales Konstrukt, das mit der Zeit zwangsweise materialisiert wird“ (21). In ihrer theoretischen Argumentation bezieht sie eine real existierende Benachteiligung der ‚anderen‘ Frauen nicht mit ein. Ist es ihr wirklich mit ihrem Buch gelungen, „eine politische **Annäherung** von Feminismus, schwulen und lesbischen Perspektiven auf die Geschlechtsidentität und post-strukturalistischer Theorie zu ermöglichen?“ (12)

Inwieweit ist der philosophische Ansatz von Butler geeignet, die in vielen Bereichen bestehenden Benachteiligungen von Frauen aufzudecken und zu beheben, d.h. welche Verbindung von Theorie und Praxis ist noch machbar? Ist ihre logisch begründete, empirisch nicht nachweisbare Theorie einer unbeschränkten Pluralisierung der Geschlechter, ihre Kritik des Geschlechterdualismus und der ‚Zwangsheterosexualität‘ ein universales oder nur partikulares Konzept, das nur eine begrenzte praktikable Relevanz besitzt? Die Frage ist, ob der theoretische Ansatz von Judith Butler als Erkenntnistheorie eine allgemein geltende Gültigkeit beansprucht oder inwieweit dieser Anspruch gar nicht gerechtfertigt ist, sondern sogar eher fragwürdig wäre, hätte sie diesen Anspruch? Gilt es stattdessen, nach spezifischen Bereichen Ausschau zu halten, für die ihre Theorie zutreffend und anwendbar sind? Welche gesellschaftlichen Teilbereiche, welche alltäglichen sozialen Interaktionen würden sich eignen, die von Butler angestrebte Subversion der Geschlechterbinarität in Formen transvestiver Parodie zu Gunsten von Frauen zu verändern? Welche Möglichkeiten und Perspekti-

ven eröffnen sich beispielsweise Frauen in der politischen Arbeit? Wie kompatibel ist der Ansatz von Judith Butler in der konkreten Arbeit in Parteien, in der Gleichstellungspolitik oder in den Gewerkschaften?

War die feministische Theorie einmal darauf gerichtet, den Gleichstellungsprozess von Frau und Mann durch das Aufzeigen von Ungleichheiten voranzutreiben, haben sich doch die Hoffnungen nach gleichen Chancen in allen Lebensbereichen für Frau und Mann nicht erfüllen können. Die durch die Sozialwissenschaften gestützte allgemein gebräuchliche Sex-Gender-Unterscheidung wollte u.a. das Paradox von gleichzeitiger Gleichheit und Differenz aufzeigen und auflösen. Differenz, so die theoretische Erklärung, gibt es nur im biologischen Sinne, in sozio-kulturellen Bereichen hingegen sei Gleichheit prinzipiell erreichbar. Aber genau diese Sex-Gender Unterscheidung kritisiert Butler, da Sex ihrer Meinung nach prinzipiell eine kontingente Konstruktion sei. Ihre Kritik richtet sich gegen die Feministinnen, die mit ihrem Konzept durch Wiederholungen die performativen Geschlechtsgegebenheiten gerade nicht auflösen, bzw. eine Emanzipation verhindern.

Daher scheint es vielversprechend, neue Ansätze, gerade in Bezug auf die diskursive Herstellung von Geschlecht, in der wissenschaftlichen Theoriebildung aufgreifen zu können, besteht doch damit eine Chance, die bisherige geschlechtsspezifische Zuordnung von Werten und Verhaltensweisen als eine Zuschreibung zu entlarven, die der Aufrechterhaltung männlich strukturierter Hierarchien nutzt.

Nun bezweifelt Butler aber auch, dass es *die* Interessen *der* Frauen gibt, weil man nicht sagen kann, dass die „Frau“ existiert. Welche politischen Konsequenzen ergeben sich für die feministische Politik, wenn sie nicht mehr durch das Denken einer gemeinsamen Identität begrenzt wird, wenn Frauen als Konstrukt entlarvt sind?

Wie nun, fragt man sich, können Ungerechtigkeiten und Benachteiligungen von Frauen unterbunden werden, ohne dass von ihnen als Frauen, als weibliches Kollektiv, als generalisierendes „Wir-Frauen“ gesprochen wird, wenn diese Definitionen die Unterschiede zementieren? Wie kann man an der Differenz festhalten, ohne sie zum Nachteil der Frauen zu verwenden? In der Tat sind nach Meinung der Frauen, die in der politischen Szene tätig sind, z.B. Quotenregelungen oder andere Regelungen zur Durchführung von Chancengleichheit, notwendig, um die Repräsentanz der Frauen im Verhältnis zu den Männern zu erhöhen und so ihren Ausschluss zu verhindern. Butler vertritt dagegen den Standpunkt, dass die Repräsentation der Frauen nicht „im

Brennpunkt der Politik“ stehen sollte, weil so ungewollt die Herrschaftsverhältnisse und Ausschließungen unterstützt werden:

„Welchen Sinn hat es, die Repräsentation zu erweitern, wenn die Subjekte selbst durch die Ausschließung jener konstruiert werden, die den unausgesprochenen normativen Anforderungen des Subjekts nicht zu entsprechen vermögen?“²⁸

Der Kritik an der feministischen „Wir-Frauen-Position“ nimmt Butler zu einem späteren Zeitpunkt die Schärfe, in dem sie betont, die Kategorie „Frauen“ weiterhin in der feministischen Auseinandersetzung thematisieren zu müssen. Wichtig sei, nach Situationen und einer Inanspruchnahme zu unterscheiden.

„Ich meine, der Feminismus braucht die Kategorie „Frauen“, und es wäre tragisch, wenn er diese Kategorie verlieren würde; der Feminismus würde aber auch darunter leiden, wenn die Kategorie als etwas Fundierendes und unveränderlich Feststehendes aufgefasst würde. Ich meine, dass es keine endgültige Antwort auf die Frage gibt, wer wir sind, und dass die Unmöglichkeit, eine definitive und inklusive Antwort zu liefern, politisch durchaus vorteilhaft ist.“²⁹

Es gäbe sicherlich noch einen dritten Weg zu beschreiten, um das Dilemma der „Wir-Frauen“ zu entschärfen. Die Philosophin Iris Young hat den Begriff vom „seriellen Kollektiv“³⁰ geprägt, d.h. je nach Situation und Erfordernis ermöglicht es den Frauen ein gemeinsames Vorgehen, nämlich genau dann, wenn das Ziel tatsächlich die Interessen der beteiligten Frauen ausdrückt.

Die Frage lautet daher: Ausbau der Repräsentation der Frauen im politischen Raum so wie u.a. von den politisch aktiven Frauen gefordert oder Passivität der Frauen, so wie die Theorien von Judith Butler teilweise ausgelegt werden?³¹

²⁸ Judith Butler: Das fiktive Geschlecht, 2001. In: Mauthner-Gesellschaft:
<http://www.mauthner-gesellschaft.de/mauthner/intro/butler1.html>

²⁹ Butler zitiert nach: Leslie Feinberg: Träume in den erwachenden Morgen. Berlin 1996, S. 13

³⁰ Zitiert in Herta Nagl-Docekal: Das Dilemma der Differenz. Was ist der Unterschied zwischen Frauen und Männern? In: www.home.t-online.de/home/boa-kuenstlerkooperative/phil021.htm

³¹ Vgl. hierzu u.a. Sabine Grosch: Dubioses Erbe einer einstmals feministischen Theorie. In: Fatal real:
www.nadir.org/nadir/aktuell/2001/10/28/6976.html

„Diese Idee des darauf Wartens, was wir bekommen – mit einem Wort: diese moralische Passivität (quietism) – scheint bei Butler plausibel zu sein.“³²

Mit dem letzteren, der Passivität, ist die Gefahr verbunden, frauenpolitische Standards zu demontieren, solange den **Frauen** eine politische Handlungs(un)fähigkeit durch die Thesen Butlers zugeschrieben wird. Eingebunden in dem immer wieder in der feministischen Literatur festgestellten „roll back“³³ frauenpolitischer Partizipation, wäre der derzeitige Zeitpunkt nicht geeignet, Konzepte und Maßnahmen, die den Frauen ein Beteiligungsrecht einräumen, als kontraproduktiv im Sinne einer Wiederholung der Geschlechternormen zu kritisieren. Räumen gerade einerseits im Augenblick Gesetze und Regelungen den Frauen mehr Beteiligungsmöglichkeiten ein und stellen weibliche Beteiligungsansprüche auf der anderen Seite gerade eine ernsthafte Konkurrenz für die Männer dar, könnten die Ansätze einer Judith Butler der noch immer herrschenden männlichen gesellschaftlichen Struktur einen „Bärendienst“ leisten.³⁴

Wenn Gemeinsamkeiten ‚der‘ Frauen bestritten werden, die Dualität und damit die eigene Identität keine Gültigkeit mehr besitzen, konkretes politisches Handeln darin besteht, das Verfahren der Wiederholungen in den Blick zu nehmen und durch die Parodie der Geschlechterkategorien, „durch subversive Wiederholungen der Bezeichnungsverfahren“³⁵ zu verschieben, können frauenpolitische Standards durch männliche Argumentationen demontiert und Forderungen nach Chancengleichheit und Gleichstellungspolitik von ihnen zurückgewiesen werden. (Missverständene?) theoretische Unterstützung finden sie ihres Erachtens z.B. bei Judith Butler.

Was also könnten die Frauen mit der Pluralisierung gewinnen? Heterogene Subjektivität und multiple Identität können nicht a priori die Verhältnisse verändern, wenn nicht weiterhin die gesellschaftlichen Strukturen mit ihren männlichen/weiblichen Bedeutungszuschreibungen hinterfragt werden. Erschwerend für die Frauen in ihrer politischen Arbeit (oder auch im Erwerbsleben) ist, dass sie weiterhin mit Begriffen operieren, die, so wie Butler meint, die zweigeschlechtliche Ordnung nicht aufheben. Statt dessen würden die Frauen in ihrer Arbeit wiederholt auf

³² Martha Nussbaum: The Professor of Parody. In: New Republic 2, 1999

³³ Stellvertretend für viele Feministinnen: Ingrid Kurz-Scherf, Helga Bilden und Claudia Pinl

³⁴ Vgl. hierzu Sabine Grosch: Dubioses Erbe..., a.a.O.

³⁵ Sabine Hark: Vom Subjekt zur Subjektivität, a.a.O., S.22

die gleichen Voraussetzungen zurückgreifen, die die Strukturen erst entstehen ließen, von denen sie sich befreien wollen. Aus diesem Dilemma herauszufinden, scheint fast unmöglich: auf der einen Seite die soziale Realität und auf der anderen Seite die theoretische Annahme universeller Konstruktion von Geschlechtern. Die Konsequenzen für die Frauenpolitik sind schwer vorstellbar.

Silke Gahleitner

growing up and (un)doing gender:

Geschlechtsspezifische Sozialisation auf aktuellem Forschungsstand

Gender als Begrifflichkeit ist heutzutage in aller Munde. Geschlechtsdifferenzierende Betrachtungsweisen, geschlechtsspezifische Angebote, Koedukation ja oder nein – die Liste ließe sich beliebig verlängern. Alles nur Lippenbekenntnisse? Oder alles bereits gesagt und getan? Was steckt hinter den Überlegungen und Modellen? Und wie ist überhaupt der aktuelle Kenntnisstand zur Frage, wie wir zu Männern und Frauen werden, inwiefern wir das anschließend ‚auch sind‘ und wie ‚unterschiedlich‘ wir das dann sind?

Zur tiefergehenden Analyse ist hier die Gender-Forschung zum Phänomen geschlechtsspezifischer Sozialisation gefordert. Sie soll in diesem Kontext Antworten liefern, welche Gemeinsamkeiten und Differenzen es zwischen den Geschlechtern gibt, wie sie zustande kommen und welche praxisrelevanten Antworten und Interventionen daraus resultieren.

Geschlechtsspezifische Sozialisation: Was ist das eigentlich?

Moderne sozialisationstheoretische und entwicklungspsychologische Ansätze präferieren multifaktorielle und auf den gesamten Lebensverlauf bezogene biopsychosoziale Konzepte unter dem Dach des Metamodells eines ‚produktiv-realitätsverarbeitenden Subjekts‘.¹ Es ist also inzwischen disziplinübergreifend Konsens, dass die (Geschlechts-)Identität von klein auf in ‚aktiver Auseinandersetzung mit der ... Umwelt‘ aufgebaut wird.² Bereits die frühkindliche Entwicklung gestaltet sich dabei für weibliche und männliche Kinder so unterschiedlich, dass sich als Ergebnis i.d.R. in den ersten drei Jahren eine differente, geschlechtsgebundene Identität herausbildet. Im Vorschulalter bzw. frühen Grundschulalter haben die Kinder ihre Geschlechtsrolle erworben, Geschlechtsstereotype internalisiert und das Konzept der Geschlechtskonstanz akzeptiert.³ Das zunächst daraus resultierende, sehr rigide Geschlechtsverständnis gewinnt in den folgenden Jahren wieder an Flexibilität und bringt im weiteren Verlauf der lebenslangen Sozialisation immer neue Aspekte mit sich.⁴ Auf diese Weise entwickelt sich die Geschlechts-Identität –

¹ Klaus Hurrelmann: Einführung in die Sozialisationstheorie. Über den Zusammenhang von Sozialstruktur und Persönlichkeit, Weinheim 2001

² Klaus Hurrelmann & Dieter Ulich (Hg.): Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim 1998

³ Hanns-Martin Trautner: Lehrbuch der Entwicklungspsychologie, Band 2, Göttingen 1991

⁴ Ebd.; Hannelore Faulstich-Wieland: Sozialisation von Mädchen und Jungen - Zum Stand der Theorie. In: Diskurs 2, 2001, S. 8-14

als Bewusstsein, ein männliches oder weibliches Individuum zu sein und als die Integration dieser Erkenntnis in das Selbstkonzept.⁵

Welchem Geschlecht jemand angehört, ist neben dem Alter das wichtigste herangezogene Merkmal zur allgemeinen Charakterisierung eines Menschen. In jeder uns bekannten menschlichen Gesellschaft wird das Geschlechterverhältnis daher durch Vorschriften und Bräuche reguliert, die sich in der lebenslangen Interaktion des Individuums mit seiner Umwelt bis hinein in die Psyche manifestieren. In diesem ‚kulturellen System der Zweigeschlechtlichkeit‘⁶ haben wir ein deutliches Bild dessen, was ‚Mann‘ und ‚Frau‘ jeweils symbolisch vertreten. Ein Blick in eines der bedeutenden Lexika weist eine Serie geschlechtsstereotyper Synonyme auf. Für das Wort ‚weiblich‘: zierlich, zart, fügsam, ergeben, weichlich, feminin. Für ‚männlich‘: robust, stark, tatkräftig, machtvoll, potent, tapfer, angst- und furchtlos und herrisch.⁷ Was vom einen Geschlecht erwartet wird, ist dem anderen versagt. Es sollte also eigentlich ein Leichtes sein, diesen Unterschieden empirisch nachzugehen. Bei genauerer Betrachtung entpuppt sich diese Annahme jedoch als Wunschvorstellung.

Geschlechtstypische Unterschiede: häufig vermutet – selten bestätigt

Das Hauptinteresse der Erforschung von Geschlechtsunterschieden richtet sich auf die Annahme, dass Mädchen und Jungen bzw. Männer und Frauen sich unterschiedlich verhalten. In der Tat können einzelne Untersuchungen auf vertraut wirkende Unterschiede zwischen den Geschlechtern verweisen. Trotz statistisch signifikanter Mittelwertsunterschiede jedoch stellt sich die Bandbreite der Variation innerhalb eines Geschlechts häufig ebenfalls als sehr groß und heterogen dar.⁸ Die meisten Messungen von ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ beruhen zudem auf Selbsteinschätzungen, die der Messung von Stereotypen näher kommen als dem tatsächlichen Verhalten. Die Fokussierung auf das Geschlechterverhältnis in der Forschung führt so zu einer Überfokussierung der Geschlechterdifferenzen und damit Reifizierung des Systems der Zweigeschlechtlichkeit. **Offenbar wird dabei eher das geschlechtstypische Verhalten der WissenschaftlerInnen.**⁹ Eine Reihe von Geschlechtsunterschieden, die

⁵ Helga Bilden: Die Grenzen von Geschlecht überschreiten. In: Bettina Fritzsche, Jutta Hartmann, Andrea Schmidt & Anke Tervooren (Hg.): Dekonstruktive Pädagogik. Erziehungswissenschaftliche Debatten unter poststrukturalistischen Perspektiven, Opladen 2001, S. 137-147

⁶ Carol Hagemann-White: Sozialisation weiblich - männlich? Opladen 1984

⁷ Ebd.; vgl. dazu auch die Ergebnisse gängiger Maskulinitäts- und Femininitätseigenschaftsskalen z.B. in Hanns-Martin Trautner: Lehrbuch, a.a.O.

⁸ Eleanor E. Maccoby & Carol N. Jacklin: The psychology of sex differences, Stanford 1974

⁹ Carol Hagemann-White: Sozialisation weiblich - männlich? a.a.O.

vor einigen Jahren als gesichert galten, sind seit dieser kritischeren Herangehensweise daher sukzessive verschwunden.¹⁰ Als Beispiel sei hier der beliebteste und zugleich umstrittenste Verhaltenskomplex in diesem Bereich herausgegriffen: die Aggressivität. Nahezu alle AutorInnen sind sich einig, dass Aggression auf der sichtbaren Ebene bei Jungen und Männern stärker ausgeprägt ist als bei Mädchen und Frauen.¹¹ Die Forschung ist von dieser Geschlechtstypik so beeindruckt, dass die Vermutung einer biologischen Komponente dieses Phänomens nahe liegt. Sie wurde durch kulturvergleichende Studien, biochemische Studien und Tierversuche zahlreich zu bestätigen versucht, ist jedoch bis heute äußerst umstritten geblieben.¹² So zeigen aktuelle Untersuchungen im Jugendbereich z.B. einen Anstieg weiblicher Kriminalität¹³ und im Zuge der Veränderung der Geschlechtsrollenkonzepte zunehmend auch Selbstbilder von Weiblichkeit, in die Aggression und Gewaltbereitschaft integriert sind.¹⁴ Andererseits kann Aggressivität nur dann ein sozialisationsbedingtes Verhalten sein, wenn es sich im Verlauf der Sozialisation herausbildet. Dagegen spricht, dass Untersuchungen schon ab ca. 2½ Jahren Unterschiede belegt haben, ein Zeitpunkt, zu dem die Herausbildung der Geschlechtsidentität noch nicht gefestigt ist.¹⁵

So existiert eine nahezu unübersehbare Menge an psychologischer und soziologischer Forschung zu Geschlechtsunterschieden, die sich bei genauerem Hinsehen als äußerst heterogen und widersprüchlich erweist.¹⁶ Ungeachtet dessen gibt es für die tendenziell beobachtbaren Geschlechtsunterschiede und ihre Entstehung eine große Anzahl von Erklärungsversuchen.

¹⁰ Helga Bilden: Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: K. Hurrelmann & D. Ulich (Hg.): Handbuch..., a.a.O., S. 279-301

¹¹ Eleanor E. Maccoby & Carol N. Jacklin: *The Psychology...*, a.a.O.; Dorothee Alfermann: *Geschlechterrollen und geschlechtstypisches Verhalten*, Stuttgart 1996

¹² Carol Hagemann-White: *Sozialisation weiblich - männlich?*, a.a.O.; Dorothee Alfermann: *Geschlechterrollen...*, a.a.O.

¹³ Sabine Wagenblass: *Mädchengewalt im Spiegel amtlicher Statistik. Betrifft Mädchen*, 2, 2001, S. 9-12

¹⁴ Kirsten Bruhns & Sandra Wittmann: „Ich meine, mit Gewalt kannst Du Dir Respekt verschaffen.“ *Mädchen und junge Frauen in gewaltbereiten Jugendgruppen*, Opladen 2002

¹⁵ Eleanor E. Maccoby & Carol N. Jacklin: *The Psychology ...*, a.a.O.

¹⁶ Dorothee Alfermann: *Geschlechterrollen und geschlechtstypisches Verhalten*, Stuttgart 1996; bei Interesse sei dazu auf die ausgedehnte Debatte in der Zeitschrift *American Psychologist* vom März 1995 mit Eagly; Hyde & Plant; Marecek und Buss verwiesen.

**Die Frage nach dem Warum und Woher:
geschlechtsspezifische Erklärungsmodelle**

Im Verlauf der Forschungsgeschichte gab und gibt es zahlreiche und zum Teil intensive Bemühungen, Geschlechterdifferenzen und ihre Entstehung theoretisch zu fassen: angefangen vom Rückgriff auf biologische und phylogenetische Erklärungsversuche über struktur- und lerntheoretische sowie kognitive und psychoanalytische Modelle bis hin zu den heutigen sozialkonstruktivistischen und interaktionistischen Modellen. Im Folgenden soll in aller Kürze ein Überblick gegeben werden.

Da Verhaltensunterschiede zwischen Mädchen und Jungen bereits sehr früh auftauchen, hat man immer wieder nach den **biologischen Wurzeln der Entstehung von Geschlechtsunterschieden** gefragt.¹⁷ Diese zumeist evolutionsbiologisch orientierten Erklärungen gehen davon aus, dass Frauen und Männer durch ihre verschiedenen Fortpflanzungsfunktionen und Lebensaufgaben im Verlauf der Evolution verschiedene Fähigkeiten ausgebildet haben, die sich bis hinein in das heutige Verhalten auswirken.¹⁸

So gelten beispielsweise die höhere männliche Aggression und Dominanz sowie einige ‚typisch männliche‘ Charakteristika der Partnerinnenwahl als ein Ergebnis des Selektionsprozesses im Kampf um weibliche Sexualpartnerinnen. Außer vereinzelten empirischen Bestätigungen der Theorien bleibt dieses Modell jedoch spekulativ und umstritten, andererseits jedoch auch unwiderlegbar, „weil die vermittelnden Gene und ihre Wirkungen nicht bekannt sind.“¹⁹ Viele Verhaltensunterschiede können jedoch aus Gründen einfacher Logik nicht genetisch bedingt sein, „denn der genetische Code ist Millionen Jahre alt und kann nichts wissen von Autos und Kochtöpfen. Wir haben also auch außerhalb der Biologie nach Erklärungen zu suchen, wie geschlechtstypisches Verhalten aufgebaut wird.“²⁰ Tatsächlich gibt es keine biologisch angelegte Verhaltenstendenz – einschließlich des Selbsterhaltungstriebes – die nicht aus kulturellen Gründen überwunden werden könnte.²¹ Strukturelle Ansätze verweisen daher auf die Dynamik des Geschlechterverhältnisses als lebenslange Sozialisationsbedingung für Männer und Frauen. Dem Konzept der Geschlechtsidentität ist das binäre

¹⁷ Hannelore Faulstich-Wieland: Sozialisation von Mädchen und Jungen - Zum Stand der Theorie. In: Diskurs 2, 2001, S. 8-14

¹⁸ Eleanor E. Maccoby: Psychologie der Geschlechter. Sexuelle Identität in den verschiedenen Lebensphasen, Freiburg: 1998; Jens B. Asendorpf: Psychologie der Persönlichkeit, Berlin 1999

¹⁹ Jens B. Asendorpf: Psychologie..., a.a.O., S. 380

²⁰ Rolf Oerter: Entwicklungspsychologie: Ein Lehrbuch, Weinheim 1998, S. 269

²¹ Carol Hagemann-White: Sozialisation weiblich - männlich?, a.a.O.

Geschlechterverhältnis auf diese Art und Weise ‚**qua Struktur**‘ eingeschrieben.²² Wesentliches Strukturmoment des Geschlechterverhältnisses ist die gesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern, die Trennung in Öffentlichkeit und Privatsphäre und die damit verbundene ungleiche Machtverteilung und Ressourcenverteilung.

In der Zeitspanne, in denen kleine Jungen zu Männern und kleine Mädchen zu Frauen werden, beobachten sie Vieles, hören sie Vieles und lernen sie Vieles. Sie werden für das Verhalten bestraft, das als unannehmbar betrachtet wird; erwünschte Reaktionen hingegen werden bestärkt. Diese Vermittlung beginnt bereits im Babyalter. So interagieren beispielsweise Erwachsene entsprechend den berühmten ‚Baby X‘-Studien, in denen ein unbekannter Säugling, der einmal als Mädchen und ein andermal als Junge eingeführt wird, jeweils deutlich verschieden.²³ Durch verschiedene Sozialisationsinstanzen werden Kinder so nach und nach mit Persönlichkeitsmerkmalen vertraut gemacht, die ihren zukünftigen Rollen entsprechen.²⁴ Insbesondere **lerntheoretische Überlegungen** haben diese ‚Prägung‘ durch die Umwelt in ihren Überlegungen und Forschungsanlagen aufgegriffen: *„Bei der Entwicklung des Selbstkonzeptes gehen frühe Bindungserfahrungen, ... aber auch Verstärkungsmuster und Modelle, Erwartungen und Interpretationen der wichtigsten Beziehungspersonen bis hin zu Geschwistern, Peers und sogar Medien ein, die wiederum alle von den kulturellen Männlichkeits- bzw. Weiblichkeits-Konstruktionen und ihren emotionalen Symbolisierungen geprägt sind.“*²⁵

‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ sind also kulturelle Setzungen, die dem einzelnen Menschen von seiner Umgebung zugeschrieben werden, zu denen das Individuum sich allerdings auch selbst verhalten kann und muss, um eine Ich-Identität entwickeln zu können.²⁶ Die beiden den Geschlechtern zugewiesenen unterschiedlichen ‚Lebenswelten‘ existieren also nicht nur als strukturelle Lebensbedingungen, sondern müssen subjektiv angeeignet und jeweils individuell neu geschaffen werden. Im Bereich der kognitiven Modelle hat diese Dimension eine weitere Ausarbeitung erfah-

²² Helga Bilden: Geschlechtsspezifische Sozialisation, a.a.O., S. 279-301; Regina Gildemeister & Angelika Wetterer: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hg.): Traditionen - Brüche, Freiburg 1995, S. 255-285

²³ Helga Bilden: Geschlechtsspezifische Sozialisation, a.a.O.

²⁴ Eleanor E. Maccoby & Carol N. Jacklin: The Psychology..., a.a.O.

²⁵ Dieter Ulich: Zur Relevanz verhaltenstheoretischer Lern-Konzepte für die Sozialisationsforschung. In: Klaus Hurrelmann & Dieter Ulich (Hg.): Handbuch der Sozialisationsforschung, a.a.O., S. 57

²⁶ Ursula Nissen: Mädchen und sozial Raum. In: Stiftung SPI - Mädea - Ursula Bachor (Hg.): Mädchen in sozialen Brennpunkten, Berlin 2000, S. 13 - 28

ren. Unter dem Stichwort ‚**kognitive Sozialisation**‘ ist darauf hingewiesen worden, dass Mädchen und Jungen, nachdem sie die eigene Geschlechtszugehörigkeit erkannt haben, sich auch selbst in Richtung auf diese geschlechtstypischen Eigenschaften sozialisieren.²⁷ Sozialisation ist in diesem Kontext als ein Prozess der Aneignung und (Selbst-)Konstruktion zu verstehen. *„Neben den Begriff des Geformtwerdens ist der Begriff der Selbstformung getreten.“*²⁸

Weder das Vorurteil, dass verschiedene Verhaltensweisen angeboren sind, noch die gängige Verallgemeinerung, die von einer geschlechtstypischen Konditionierung spricht, ist mit einer derartigen Forschungslage vereinbar. Kinder sind wie Jugendliche und Erwachsene auch autonome Subjekte – nicht nur Opfer der Verhältnisse.

Sie passen sich an, beeinflussen aber zugleich auch ihre Umwelt – ein Wechselwirkungsverhältnis.²⁹ Die Einsicht in diese komplexe Wechselwirkung, unter deren Bedingungen Geschlechter *„gemacht werden“*³⁰, wurde vor ca. 15 Jahren mit dem Begriff des *„doing gender“*³¹ in die Debatte eingeführt. Geschlechtstypisches Verhalten wird aus dieser Perspektive betrachtet jeweils situativ als Rolle eingenommen und ‚gespielt‘ bzw. durch das Geschlecht anderer konstellativ aktiviert: Männer in reinen Männergruppen unterscheiden sich nach diesen Forschungsergebnissen z.B. weniger von Frauen in reinen Frauengruppen als sich Männer und Frauen in gemischten Gruppen unterscheiden. Personen des jeweiligen Geschlechts rufen also geschlechtsspezifische Reaktionen – das ‚doing gender‘ – hervor.³² Um all diese Aspekte zu berücksichtigen, bevorzugen heutige Abhandlungen zur Geschlechtsspezifik eine *„sozialkonstruktivistische Sichtweise, die materialistisch ... kultur- und*

²⁷ Elke Nyssen: Aufwachsen im System der Zweigeschlechtlichkeit. In: Sigrid Metz-Göckel & Elke Nyssen: Frauen leben Widersprüche. Zwischenbilanz der Frauenforschung, Weinheim/Basel 1990, S. 25 - 48; Helga Bilden: Geschlechtsspezifische Sozialisation, a.a.O.; Eleanor E. Maccoby: Psychologie der Geschlechter, a.a.O.

²⁸ Elke Nyssen: Aufwachsen im System der Zweigeschlechtlichkeit, a.a.O., S. 28

²⁹ Im Mittelpunkt dieser Überlegungen stand dabei zunächst das wachsende Verständnis des Kindes für die biologische, soziale und psychische Geschlechterdifferenzierung und die damit verbundenen Einstellungen, nach moderneren Entwicklungen der Gender-Schemabegriff. Schemakongruente Informationen werden danach betont und schemainkongruente weniger gewichtet. Dies führt zu einer Stabilisierung des Geschlechtsschemas. Vgl. Ursula Nissen: Mädchen und sozial Raum, a.a.O.

³⁰ Renate Gildemeister & Angelika Wetterer: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hg.): Traditionen - Brüche, Freiburg 1995, S. 255 - 285

³¹ Candace West & Don H. Zimmermann: Doing Gender. In: Gender & Society, 1, 1987, S. 125-151

³² Candace West & Don H. Zimmermann: Doing Gender, a.a.O.

*symboltheoretisch ... fundiert ist. Zentral ist die Annahme, dass wir unsere Wirklichkeit andauernd in sozialen Praktiken produzieren.*³³

Welche psychosozialen Mechanismen jedoch bedingen die Disposition und Bereitschaft, die kulturell vorgegebene Zweigeschlechtlichkeit zu internalisieren und mitzugestalten? Wie also manifestiert sich diese **Struktur bis hinein in die Psyche**? Diesen Fragen widmet sich die **Psychoanalyse**. An der klassischen Psychoanalyse gab es jedoch inzwischen zahlreiche Kritik von verschiedensten Seiten. Die klassische Theorie bildete nicht nur das Patriarchat mit unhinterfragten Gegebenheiten wie der typischen Kleinfamilie, der Trennung in private und öffentliche Sphäre samt zugehörigen Machtverhältnissen etc. unreflektiert ab³⁴, sie fasste zwischenmenschliche Beziehungen auch als reine Objektbeziehungen auf und vernachlässigte moderne Forschungsergebnisse u.a. die inzwischen bedeutsam gewordene, kognitive Komponente.³⁶

Der Einbezug der Interaktivität und damit die Betrachtung der Ich-Entwicklung, die Thematisierung familiendynamischer und systemischer Perspektiven und nicht zuletzt die Berücksichtigung der Differenz der Geschlechter führten jedoch auch hier zu **neuen Konzeptualisierungen**.³⁷ Die Konstruktion der Geschlechtsidentität erscheint aus dieser Perspektive als eine komplexe Kompromissbildung, bei der unterschiedlichste soziale und normative Anforderungen, elterliche Erwartungen und das Selbsterleben des Kindes zu einem einigermaßen konsistenten Bild von Weiblichkeit und Männlichkeit austariert werden müssen. Infolgedessen betrachtet man Geschlechtsidentität heute auch in der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie nicht mehr als etwas Eindeutiges; das überintegrative Selbstgefühl des Kindes umfasst in den ersten eineinhalb Lebensjahren vielmehr noch alle menschlichen Möglichkeiten. Nach Benjamin (1990, 1993)³⁸ kann dabei nach der etwas rigideren

³³ Helga Bilden: Geschlechtsspezifische Sozialisation, a.a.O., S.281

³⁴ Nancy Chodorov: Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter, München 1985; Carol Gilligan: Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau, München 1990

³⁵ Birgit Rommelspacher: Mitmenschlichkeit und Unterwerfung. Zur Ambivalenz der weiblichen Moral, Frankfurt 1992; Jessica Benjamin (Hg.): Unbestimmte Grenzen. Beiträge zur Psychoanalyse der Geschlechter, Frankfurt 1995

³⁶ Hanns-Martin Trautner: Lehrbuch der Entwicklungspsychologie, Göttingen 1991; Jens B. Asendorpf: Psychologie der Persönlichkeit, a.a.O.

³⁷ Wolfgang Mertens: Psychoanalytische Theorien und Forschungsbefunde. In: Klaus Hurrelmann & Dieter Ulich (Hg.): Handbuch der Sozialisationsforschung, a.a.O.

³⁸ Jessica Benjamin: Phantasie und Geschlecht. Studien über Idealisierung, Anerkennung und Differenz, Basel 1993; dies.: Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht, Basel 1990

ödipalen Abgrenzungsphase unter entsprechenden Rahmenbedingungen postödipal reintegrierend an die ehemals überintegrativen Symbole und Körpererfahrungen angeknüpft werden. Geschlechtspolaritäten können so überbrückt und **flexiblere Konzepte mit ‚unbestimmten Grenzen‘** möglich gemacht werden.³⁹

Alle einzelnen Theorien liefern jeweils nur Erklärungen für spezifische Ausschnitte aus der Geschlechtsentwicklung: Das Gesamtphänomen ist daher als ein Ergebnis eines komplexen Zusammenwirkens von biologischen, sozialen und individuellen Faktoren, eines komplexen Entwicklungsprozesses der Wahrnehmung und Verarbeitung der Geschlechterdifferenzierung in der sozialen Umwelt anzusehen. Wie diese Komponenten im Entwicklungsverlauf miteinander und mit anderen Entwicklungsvariablen verbunden sind, ist noch wenig bekannt.⁴⁰ Aus den bisherigen Ausführungen wird jedoch deutlich, dass Geschlechtsidentität heutzutage nicht mehr als etwas Eindeutiges, Geradliniges und Widerspruchsfreies begriffen werden kann. Diese Überlegungen führen direkt in die **dekonstruktivistische Debatte**, auf die zum Abschluss aufgrund ihrer großen Bedeutung in der modernen Genderforschungsdebatte näher eingegangen werden soll.

‚Geschlecht als Fiktion‘: Die dekonstruktivistische Debatte

Der Gedanke von Geschlecht als sozialer Konstruktion ist unter dem Stichwort ‚Dekonstruktion‘ insbesondere von Butler radikalsiert worden. Butler betrachtet Geschlechtsidentität als kulturelles Produkt. Auch die vermeintlich biologische Zweigeschlechtlichkeit ist demnach Ausdruck einer historischen Praxis. Geschlechtsidentität ist unter dieser Perspektive nichts anderes als Fiktion und ständige Nachahmung, die *„auf das kulturelle Überleben abzielt.“*⁴¹

Tatsächlich wird zunehmend bezweifelt, dass eine biologisch determinierte dichotome Geschlechtlichkeit überhaupt in dieser Reinform existiert. Nach der aktuellen Androgynitäts- und Intersexualitätsforschung können die biologischen Kriterien für Geschlecht sowie die Anatomie, Hormonzusammensetzungen und Chromosomensatzformationen keineswegs zu jedem Zeitpunkt klar über eine ‚männliche‘ und ‚weibliche‘ Herkunft Auskunft geben. Auch historisch betrachtet erweist sich die Vorstellung von der biologisch-anatomisch evidenten Differenz der Geschlechter als ein Produkt der Moderne.⁴² *„Identitäten, auch Geschlechtsidentitäten, sind nicht klar,*

³⁹ Jessica Benjamin (Hg.): Unbestimmte Grenzen. Beiträge zur Psychoanalyse der Geschlechter, Frankfurt/M. 1995

⁴⁰ Hanns-Martin Trautner: Lehrbuch der Entwicklungspsychologie, a.a.O.

⁴¹ Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt 1991, S. 205

⁴² Andrea Maihofer: Geschlecht als Existenzweise. Frankfurt 1995

eindeutig und selbstverständlich, wie sie es früher zu sein schienen. Sie müssen neu gedacht werden: kontingent, fluid, nur zeitweise fixiert; so jedenfalls lautet das Fazit poststrukturalistischer Denkers.“⁴³

Die Auseinandersetzung mit dem immer rascher werdenden gesellschaftlichen Wandel zwingt Individuen heutzutage zu Individualisierungsprozessen und zur Selbstgestaltung.⁴⁴ Frauen und Männer können und müssen ihre Selbstkonzepte mehrmals im Leben verändern. Moderne Veränderungstendenzen im Geschlechterverhältnis führen nicht nur zu einer größeren Diversifikation von Bedingungskonstellationen, sondern bieten Jugendlichen und Erwachsenen mehr Offenheit für eigene Gestaltung und mehr Zwang zu individueller Entscheidung für Lebensformen, Selbst- und Beziehungskonzepte. Das eröffnet neue Handlungsspielräume für beide Geschlechter. Die aktuelle Jugendstudie resümiert: *„Die geschlechtsspezifisch getrennten Verhaltensbereiche haben sich tendenziell zueinander geöffnet.“⁴⁵*

Der dekonstruktivistische Ansatz deckt dualistische Strukturen auf und ermöglicht eine Auflösung festgeschriebener Geschlechterstereotypen. Aus dieser Perspektive sind nicht nur Weiblichkeit und Männlichkeit der Individuen Produkte ständiger Konstruktionsprozesse, sondern auch die Geschlechterverhältnisse insgesamt.⁴⁶ Entsteht also mit den veränderten Lebensbedingungen eine Chance, die Herstellung der Differenz im einzelnen aufzuschlüsseln und zu *„re-konstruieren“* und damit eine dritte Position zwischen Gleichheit und Differenz einzunehmen – die Position der *„dekonstruierten Identitäten“*?⁴⁷

⁴³ Helga Bilden: Die Grenzen von Geschlecht überschreiten. In: B. Fritzsche, J. Hartmann, A. Schmidt & A. Tervooren (Hg.): Dekonstruktive Pädagogik. Erziehungswissenschaftliche Debatten unter poststrukturalistischen Perspektiven, Opladen 2001, S. 137

⁴⁴ Helga Bilden: Geschlechtsspezifische Sozialisation, a.a.O.

⁴⁵ Yvonne Fritzsche & Richard Münchmeier: Mädchen und Jungen. Ausgangslage - Ergebnisse - Zusammenfassung. In: Arthur Fischer, Yvonne Fritzsche, Werner Fuchs-Heinritz & Richard Münchmeier, Jugend 2000. 13. Shell Jugendstudie. Band 1, Opladen 2000, S. 346

⁴⁶ Ursula Nissen: Mädchen und sozial Raum, a.a.O.

⁴⁷ Toril Moi, zit.n. Gudrun-Axeli Knapp: Traditionen und Brüche, a.a.O., S. 320

Zwischen Geschlechterdilemma und konstruktivem Geschlechterchaos: ‚konstruktivistische Verkürzungen‘⁴⁸ oder ‚poststrukturalistische Perspektiven‘?

Fest steht: In den letzten Jahrzehnten ist das Geschlechterverhältnis „*ordentlich in Unordnung geraten*“.⁴⁹ Die Veränderung der Lebenslagen und heutigen Lebensrealitäten provoziert für heranwachsende Mädchen und Jungen auch hinsichtlich der Geschlechtszugehörigkeit und des Geschlechterverhältnisses mehr Fragen, als dass sie Gewissheit schafft. Es wird immer schwieriger, exakte Trennlinien zwischen weiblich und männlich zu ziehen, zumindest auf der individuellen Ebene des Selbstverständnisses.⁵⁰ An die Stelle der Übernahme traditioneller Geschlechtsrollenstandards als universellem Entwicklungsziel ist die Vereinigung konstruktiver maskuliner und femininer Eigenschaften, also Androgynität oder gar die völlige Loslösung von einer Geschlechtsbezogenheit der Entwicklung getreten.⁵¹ Ist das Geschlechterverhältnis als Strukturkategorie unserer Gesellschaft erledigt?⁵²

Betrachtet man geschlechtsdifferenzierende Forschung in übergeordneten Bereichen, wie beispielsweise den regelmäßig erhobenen Segregationsindex, so muss diese Frage eindeutig mit Nein beantwortet werden: „*Frauen sind in erster Linie in typischen Frauenberufen, Männer in Männerberufen tätig. Ebenso hat sich auch im Privatbereich kaum etwas an der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern geändert. Auffallend ist auch, dass sich die Grenzziehungen im Freizeitbereich im Sport kaum verschieben ... das bedeutet, dass das Thema Geschlechtersegregation noch lange nicht vom Tisch ist – auch nicht in den westlichen „modernen“ Gesellschaften.*“⁵³ Wie lässt sich diese Widersprüchlichkeit erklären?

Die Aushandlungs- und Veränderungsprozesse unterliegen vor der individuellen Wunschgestaltung vor allem Macht- und Ressourcenfragen. Was an ‚Entgrenzung‘ tatsächlich möglich ist, hängt ab von den jeweiligen Möglichkeiten. Dieser Prozess kann potentiell statt zu Emanzipation auch zu Leiden und Resignation führen. „Zwi-

⁴⁸ Andrea Maihofer: *Geschlecht als Existenzweise*, Frankfurt 1995, S. 83

⁴⁹ Bettina Heintz (Hg.): *Geschlechtersoziologie*, Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Wiesbaden 2001, S. 9

⁵⁰ Dorit Meyer: Die Dimension des Geschlechts im Kontext des Strukturwandels der Jugend und Jugendphase. In: Gabriele von Ginsheim & Dorit Meyer (Hg.): *Geschlechtersequenzen. Dokumentation des Diskussionsforums zur geschlechtsspezifischen Jugendforschung*, Berlin 2000, S. 13 - 23; Helga Bilden: *Die Grenzen von Geschlecht überschreiten*, a.a.O.

⁵¹ Sandra Lipsitz Bem: *Androgyny vs. the tight little lives of fluffy women and chesty men*. In: *Psychology Today*, 9, 1975, S. 58-62

⁵² Vgl. dazu auch Gudrun-Axeli Knapp: *Traditionen und Brüche*, a.a.O.

⁵³ Birgit Rommelspacher: *Verschleierte Unterschiede*. In: *TAZ* v. 8. 3. 2002, S. 20

schen der prinzipiellen Handlungsmöglichkeit und der personalen Handlungsfähigkeit ist ein Unterschied zu machen: ... nicht jede Person kann so handeln wie sie möchte.“⁵⁴ Aus der alltäglichen Praxis der Therapie und Pädagogik stellt sich daher die Frage, ob es sich tatsächlich durchgängig so verhält, „dass wir die Geschlechter, die wir geworden sind, nicht ... sein müssen“⁵⁵ und das „Unbehagen der Geschlechter“⁵⁶ wie ein nicht mehr benötigtes Kleidungsstück abschütteln können? Denn bei einer solchen Sichtweise besteht die Gefahr der Reduktion des Geschlechterverhältnisses auf bloße Ideologie: „Außen vor bleibt bei einem solchen Begriff von ‚Geschlecht‘, dass diese Vorstellung gegenwärtig gelebt wird.“⁵⁷

Sich auch in diesem Bereich vor Reduktionismus zu schützen – und sei es durch „konstruktivistische Verkürzungen“⁵⁸ – hat durchaus Relevanz für Theorie und Praxis. Handlungsspielräume und Veränderbarkeiten realistisch einzuschätzen, die Verhaftung von Individuen in momentanen historisch-gesellschaftlich und psychisch gewachsenen Situation zu würdigen und aus dieser exakten Situationseinschätzung heraus Interventionsmöglichkeiten zu entwickeln, bringt wirksamere Ergebnisse als die Proklamation schier unendlicher Möglichkeiten aufgrund bloßer Einstellungsänderung. Konzepte, die einen Erfolg einseitig an Einstellungs- und Attributionsfragen orientieren und gegebene Realitäten zu bloßer Fiktion reduzieren, nehmen weder real vorliegende Problemlagen ernst, noch eignen sie sich dazu, tragfähige Lösungsvorschläge zu erarbeiten: „Das Neue ist nicht unbedingt an und für sich gut ... Manchmal gewährt ein angepasstes Leben Bequemlichkeit und Sicherheit, und manchmal zerstört es die Individualität. Dennoch, absolute Individualität ist Chaos, genau wie absolute Anpassung einer Leere gleichkommt. Das Leben erfordert eine Ausgewogenheit ... aber es gibt ... viel Verwirrung um die Frage, wann der eine und wann der andere Weg angemessener ist.“⁵⁹

Selbst auf der Suche nach alternativen Formen einer kulturell geprägten Geschlechtsidentität erfahren wir also Geschlechtsidentität real und sie organisiert unsere Psyche. Manchmal ist sie zentral, vielleicht sogar stützend und konstruktiv, manchmal aber auch marginal und destruktiv. Die Spaltung der Pole auch auf

⁵⁴ Ursula Nissen: Mädchen und sozial Raum, a.a.O.

⁵⁵ Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter., a.a.O., S. 61

⁵⁶ Ebd.

⁵⁷ Andrea Maihofer: Geschlecht..., a.a.O., S. 68

⁵⁸ Ebd., S. 83

⁵⁹ Hunter Beaumont: Das Interview. In: Gestaltkritik - Die Zeitschrift für Gestalttherapie, 2, 1999, S. 20 u.

längere Frist zu überwinden, würde bedeuten, dass wir in der Lage sind, „den Raum zwischen ihnen zu bewohnen ... das Paradox der Gleichzeitigkeit zu dulden und sogar zu genießen“⁶⁰, vielleicht auf neue Art zu besetzen – und zwar sowohl männlich wie weiblich oder sogar durch ein Kaleidoskop von Geschlechtsidentitäten, d.h. „die Verunsicherung von Geschlechtsidentitäten zu benutzen, um sich über die Beschränkungen des Geschlechterdualismus hinaus zu entwickeln“⁶¹ – ohne jedoch – den Status Quo aus den Augen zu verlieren. Dies bedeutet auch, Theorie und Praxis in ständigem Austausch zu halten, erarbeitete Modelle als ‚flexibles Differenzwissen‘ anzuerkennen und offen zu bleiben für ‚konstruktive‘ Aspekte alter wie neuer Perspektiven aus Theorie wie Praxis.

⁶⁰ Mariel Dimen: Dekonstruktion von Differenz. Geschlechtsidentität, Spaltung und Übergangsraum. In: Jessica Benjamin (Hg.): Unbestimmte Grenzen. Beiträge zur Psychoanalyse der Geschlechter, Frankfurt 1995, S.264

⁶¹ Helga Bilden: Die Grenzen von Geschlecht überschreiten, a.a.O., S. 137

Leah C. Czollek

**Frauen sind anders und Männer auch:
über die Verschiedenheiten der Geschlechter**

Veränderte gesellschaftspolitische Diskurse und Realitäten, in denen eine Verschiebung weg von sicheren Identitätskonzepten und Normen hin zu pluralistischen Sichtweisen stattfindet, werden gegenwärtig in verschiedenen Denkströmungen diskutiert. In Anlehnung an die Postmoderne finden sich die Postulate vom „Tod des Subjektes“, vom „Ende der Geschichte“, vom „Ende der Metaphysik“ und schließlich vom „Scheitern der Moderne“.¹ Nicht nur innerhalb von Theorien, sondern auch in der medialen Öffentlichkeit ist oftmals die Rede davon, dass jede und jeder die gleichen Chancen habe, wenn er oder sie es nur „richtig“ anstelle und vor allem, wenn sie oder er nur den „festen“ Willen dazu hätte. Im Rahmen verschiedener feministischer Theorien und Queer-Theorien² und zumeist Bezug nehmend auf Judith Butler³ wird bereits seit geraumer Zeit über die Aufhebung der Kategorie *Geschlecht* diskutiert: in der Hoffnung, die Kategorie Geschlecht und dessen Bedeutungen sowie die diskriminierenden Folgen konstruierter Geschlechter würden sich de facto auflösen. In Anlehnung an postmoderne Theorien ist uns zwar eine Methode, die Dekonstruktion, an die Hand gegeben, mittels derer aus totalitären Denkweisen heraus bzw. hinaus gefunden werden kann, dennoch können gerade mit diesen, wie Gudrun Perko⁴ betont, neue totalitäre Kategorien und Vorstellungen entworfen werden. Augenblicklich scheint mir in der Diskussion etwa zu universalen Menschenrechten, Geschlechterkonstruktionen, Ein- und Ausschlüssen und Ethnisierung im Rahmen von Kultur ein Nachdenken im Zwischenraum von Eindeutigkeit und Pluralität stattzufinden. Ein Nachdenken gleichsam über die Gleichzeitigkeit verschiedener Strömungen und Wirkungen von Handeln und Denken, das sich sowohl auf den öffentlichen wie auf den privaten Raum bezieht. Das Aufgeben eindeutiger Kategorien und ein Wahrnehmen der damit verbundenen Ambivalenzen mag Unsicherheiten hervorrufen; zeitweilig mag es so scheinen, als würde alles Handeln und Sprechen zur Disposition stehen. Doch ist, wie Hannah Arendt formuliert, *jedes Handeln ein Wagnis*, insofern wir nicht wissen können, welche Folgen sich daraus ergeben.⁵

¹ Jean-Francois Lyotard: Postmoderne für Kinder, Wien 1987, S. 14

² Vgl. u.a. Annemarie Jagose: Queer Theorie. Eine Einführung, Berlin 2001 sowie Berger/Hark (Hg.): Queering Demokratie, Berlin 2000

³ Vgl. u.a. Judith Butler: Gender Trouble. Feminism and The Subversion of Identity, New York/London, 1990

⁴ Gudrun Perko: Queer und Pluralismus - im Kontext feministischer Debatten, Quer 06/02, Zeitschrift der ASFH Berlin 2002, S. 4

⁵ Hannah Arendt: Ich will verstehen, München 1996, S. 70

In meinem Beitrag werde ich Überlegungen nachgehen, was Pluralismus und Differenz sowie Diversity für Gender-Trainings in Bezug auf die Kategorie Frau und die Kategorie Mann, was Pluralismus und Differenz für die Teilnehmenden und nicht zuletzt für die TrainerInnen bedeuten können. Dabei werde ich den Schwerpunkt auf die verschiedenen Perspektiven von „Ost“ und „West“ legen, wobei unter „Ost“ die neuen und unter „West“ die alten Bundesländer der Bundesrepublik Deutschland gemeint sind.

Wie verschieden sind Männer und Frauen?

Im Gender-Training gilt es, Frauen und Männer einerseits zu ermutigen, ihre eigenen Rollen und Verhaltensmodelle zu reflektieren und zu erkennen, dass diese im Prozess der Sozialisierung erworben werden und sowohl *sex*⁶ als auch *gender* keineswegs biologisch bedingt sind. Andererseits wird im Training intendiert, Männer und Frauen miteinander in einen Dialog zu bringen, dessen Inhalt neben Vorurteilen, Stereotypen, Wertungen und „Glaubenssätzen“, politische und ökonomische Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern sind.

Frauen und Männer haben unterschiedliche kulturelle Backgrounds, in ihnen finden sich alle Aspekte in Bezug auf Verschiedenheit wieder. Die wesentlichsten kulturellen Differenzen, mit denen wir es zu tun haben, lassen sich folgenderweise gliedern:

- Verschiedene Sprachen
- Unterschiedliche Denkweisen
- Geschlechterunterschiede
- Klassenunterschiede
- Ost-West-Unterschiede
- Staatsbürgerschaft
- InländerInnen/AusländerInnen
- Kultur und Ethnizität

Mit den je unterschiedlichen Verortungen in einer Gesellschaft, verbunden mit divergierenden Herkunft und biographischen Geschichten verbinden sich unterschiedliche Bedeutungsinhalte, die sich nicht zuletzt sprachlich ausdrücken: dabei lässt sich die Differenz auf der äußerlichen Ebene, d.h. wenn Menschen nicht die gleiche „Eltern-Sprache“ beherrschen, leicht identifizieren. Schwieriger zu erfassen ist eine andere Ebenen des „Nicht-die-gleiche-Sprache-Sprechens“: Denn, wenn Menschen etwa die deutsche Sprache beherrschen, dann kann der Eindruck rasch entstehen,

⁶ In der Auffassung, dass sowohl sex als auch gender konstruiert sind, folge ich Butler.

dass kulturelle Unterschiede aufgehoben seien. Ein in Deutschland bekanntes Beispiel sind hierbei die Unterschiede zwischen Menschen aus der ehemaligen DDR und aus der BRD. Hier trägt der Eindruck der angeblich gleichen Sprache und lässt Differenzen oftmals vergessen sowie die Tatsache, dass sich Sprache mit der Vorstellung der jeweiligen nationalen Einheitlichkeit uvm. verbindet. Entgegen der vermeintlichen Gleichheit qua Sprache verbergen sich zweifelsohne hinter der Ebene der Sprache unterschiedliche Erfahrungen, Bilder, Denk- und Deutungsmuster, Vorstellungen, Geschichten und gesellschaftliche Bedeutungen, die sich – den je einzelnen mehr oder weniger bewusst – im Äußerlichen sowie Sicht- und Wahrnehmbaren zeigen.

Trainerinnen und Trainer im Gender-Training

In den unterschiedlichen Trainings, die in Deutschland durchgeführt werden, wird, wenn sie auf institutioneller Ebene stattfinden (und Gender-Training bildet da sicher keine Ausnahme), in erster Linie von einem durchschnittlichen Wissen ausgegangen, das sich an der bürgerlichen westdeutschen Mittelschicht orientiert. Doch treffen in den Trainings Menschen aufeinander, Männer wie Frauen, Trainerinnen wie Trainer, die dieses Wissen keineswegs gegenseitig voraussetzen können, insofern sie von verschiedenen Orten kommen, unterschiedlicher Herkunft sind, divergierendes Wissen haben und Begriffen differente Bedeutungen geben usf. So wurde in den von mir durchgeführten Trainings deutlich, dass sich viele Männer und Frauen in Debatten, Diskussionen und in Fallübungen gar nicht wiederfinden. Bestenfalls sind sie weniger- oder gar nicht sichtbar und als unsichtbare Projektionsfläche oder Statisten/Statistinnen der anderen bzw. deren Diskursen. Frauen und Männer haben, auch wenn sie dem selben Kulturkreis angehören, eine gleiche Geschichte und in dieser dennoch eine je unterschiedliche. Wenn Menschen sich aber begegnen, so ist es keine Seltenheit, dass sie sich nicht als Individuum sehen, sondern als VertreterInnen einer bestimmten Kultur oder einer bestimmten Gruppe. Ein gängiges Beispiel hierfür sind leidenschaftliche Diskussionen über das Geschlechterverhältnis, über Ein- und Ausgrenzungen und über strukturelle und individuelle Gewalt. Was die jeweiligen Diskriminierungen jedoch für die je Einzelnen bedeuten, wird in der Regel ebenso wenig reflektiert wie der je individuelle Beitrag der Einzelnen zur Reproduktion jener Mechanismen der Ein- und Ausgrenzungen sowie Gewaltstrukturen.

In einer vergleichenden Studie der IG (Industriegewerkschaft) Chemie wurde untersucht, welche Kompetenzunterschiede zwischen Menschen aus der Bundesrepublik

und der ehemaligen DDR in Bezug auf Arbeit festzustellen sind.⁷ Obwohl hier Unterschiede auch in den Gender-Trainings oft unreflektiert bleiben – eben wegen scheinbar gleicher Sprache und daraus folgernd gleicher Sozialisation – resultieren gerade hieraus zahlreiche Missverständnisse. Frauen und Männer aus den unterschiedlichen deutschen Ländern vereint keineswegs ein gleicher Sozialisationshintergrund. Sie haben Geschlechtererfahrungen und Kompetenzen, die sich grundsätzlich voneinander unterscheiden. Ferner muss im Training auch berücksichtigt werden, dass es nicht um das Aushandeln von Normen und Werten geht, sondern dass sich die Hinzukommenden, seien es Menschen aus der DDR oder MigrantInnen, einem Anpassungsdruck ausgesetzt sehen. Sie müssen die im Arbeits- und Universitätsbereich der Bundesrepublik herrschenden Normen, Werte und Kompetenzen sowie Sprachgebräuche übernehmen. In Bezug auf die Arbeitswelt finden sich nach der oben genannten Studie Unterschiede in der wirtschaftspolitischen Ausgangssituation, in der Bedeutung von Arbeit, in der Rolle der Leitung und in den Aufgaben der Gewerkschaft und deren Organisation. Alle die genannten Praxisfelder haben verschiedene Bedeutungen im Leben der Menschen in unterschiedlichen Gesellschaften und verlangen je verschiedene Kompetenzen. Nicht zuletzt bedeuten unterschiedliche politische und wirtschaftliche Ausgangsbedingungen differente Erfahrungen hinsichtlich des Geschlechterverhältnisses. So entwickelten Männer und Frauen in der ehemaligen DDR jener Studie zufolge Kompetenzen im Arbeitsbereich unter Mangelerscheinungen von Arbeitsmitteln und Desorganisation, was als *Chaoskompetenz* bezeichnet wird. Da in den Betrieben der DDR das Arbeitskollektiv im Mittelpunkt stand und der jeweilige Bezugsrahmen sowohl im Arbeitsbereich als auch in der privaten Sphäre stattfand, konnten zwar Kompetenzen für Teamarbeit entwickelt werden, nicht jedoch Kompetenzen unter den Bedingungen von Konkurrenz. Hier gilt es für ehemalige DDR-BürgerInnen, neue Werte und ethische Haltungen zu erlernen, die ein Umdenken von der Haltung des „Wir-zum-Ich“ hin zum „Ich-zum-Wir“ nach sich ziehen. Betont muss hier werden, dass es auch für Menschen, die ihre Sozialisation in der BRD erfahren haben, unter den Bedingungen der globalisierten Gesellschaft neue Kompetenzen zu erwerben gilt. Vielfach sind Trainerinnen und Trainer im Gender-Training mit persönlichen Erfahrungen der Ungleichbehandlung und Abwertungen auf Grund der Herkunft der Teilnehmenden konfrontiert, für die es im Training Räume des Besprechens geben sollte, weil nur, wenn Menschen sich in ihren je

⁷ IG Chemie, Papier Keramik Hauptvorstand Abteilung Bildung (Hg.): Voraussetzungen für die Vermittlung sozialer Kompetenzen in den neuen Ländern. Eine vergleichende Studie. Arbeit, Bildung und Forschung e.V., 1995

konkreten Erfahrungen akzeptiert sehen, eine Bereitschaft zur Veränderung erzeugt werden kann. Hilfreich ist hier ein ressourcen- und anerkennungsorientiertes Arbeiten.

Bevor TrainerInnen den Teilnehmenden einen anderen Umgang von Männern und Frauen miteinander vermitteln können, ist es zunächst für sie selbst wichtig, ihre eigene Verortung im Beziehungsgeflecht der Geschlechter und gesellschaftlicher Strukturen zu reflektieren. Darüber hinaus ist es zentral, eigene kulturelle Prägungen zu erkennen, um als Trainerin oder Trainer nicht selbst Strukturen zu produzieren, die jene am Training Beteiligten in ihrer Auseinandersetzung behindern. Aus diesem Grund kann etwa das Tandemmodell, das im Training einen Mann als Trainer und eine Frau als Trainerin präferiert, durchaus Gefahr laufen, Stereotype zu re/produzieren. Hierbei spielen Aspekte der Körperhaltung, Kleidung und Gestik ebenso eine Rolle wie Redezeit und Rollenverteilung. Ferner ist es nicht gleichgültig, ob der Trainer die theoretischen Inputs und die Trainerin die Einführungen über Beziehung und Konfliktlösungsmuster gibt, wie es traditionelle Rollenvorstellungen erwarten, oder ob ein Rollenwechsel innerhalb des Trainings stattfindet.

Wenn Verschiedenheit, Pluralismus und Diversity im Gender-Training zum Inhalt werden, ist es notwendig, dass die TrainerInnen sich selbst Klarheit darüber verschaffen, welche ethischen Grundpositionen sie vermitteln wollen. Ebenso zentral ist, ob sie sich selbst z.B. in Übereinstimmung mit den Zielen der sie beauftragenden Institution befinden. In diesem Zusammenhang muss den TrainerInnen auch bewusst sein, was *Diversity Management bedeutet*. Im allgemeinen hat *Diversity Management* das Ziel, unterschiedliche Zugehörigkeiten zu gesellschaftlichen Gruppen wie Hautfarbe, Alter, Herkunft, Handicaps usw. wertzuschätzen, nutzbringende Qualitäten daraus abzuleiten und für Organisationen oder Institutionen als nützlich zu begreifen. Hinter dieser Intention, die durchaus gesellschaftlicher Mainstream ist, kann sich jedoch eine heimliche Botschaft der strukturellen Ungleichheit und Ausgrenzung verbergen. Denn was würde es für Betroffene bedeuten, wenn sie eine Differenz aufweisen, die angeblich nicht „nützlich“ ist? Zu reflektieren ist schließlich, wie Trainer und Trainerinnen selbst mit dem Widerspruch zwischen dem Gleichheitsanspruch, wie er bereits in der jüdischen Kultur, respektive der hebräischen Bibel und teilweise in der griechisch-antiken Philosophie⁸ verankert ist, und den de facto vorhandenen Ungleichverhältnissen umgehen. Das bedeutet, den Widerspruch zwischen dem Postulat der Gleichheit aller Menschen – Männer, Frauen, transgener Personen usf. –

⁸ Vgl. u.a. Aristoteles: Nikomachische Ethik, Stuttgart 1969

und den tatsächlichen Ungleichheiten und gesellschaftlichen Ausschlüssen ganzer Bevölkerungsgruppen wahrzunehmen und zu reflektieren. Erinnert sei hier lediglich an die gesetzlich verankerte unterschiedliche Bezahlung von Arbeitnehmern und Arbeitnehmerinnen zwischen Ost und West in der Bundesrepublik oder auch an unterschiedliche Zugänge zum Arbeitsmarkt entlang der Trennlinie der Staatsbürgerschaft.

Ziele von Gender-Training und mögliche Fallen

Im Rahmen, in dem Gender-Trainings stattfinden, geht es vorrangig darum, Strukturen zu schaffen, die es Frauen und Männern ermöglichen, gleichberechtigt an allen gesellschaftlichen Bereichen teilzuhaben: seien es politische oder wirtschaftliche. Es geht um die zukünftige gleichberechtigte Teilhabe an gesellschaftspolitischen Entscheidungsprozessen sowie um den gleichberechtigten Zugang zu allen Bildungseinrichtungen und Berufsfeldern. Damit im Zusammenhang steht das Instrumentarium Gender-mainstreaming, mit dem jene Gleichberechtigung erzielt werden kann. Männer und Frauen sollen im Gender-Training für ihre eigenen Rollen und Bilder, Erwartungen und Werte sowie für bestehende Ungerechtigkeiten zwischen den Geschlechtern sensibilisiert werden. Abhängig von ethischen Grundüberzeugungen besteht in einem Gender-Training wie auch bei Gender-mainstreaming die Gefahr, dass Ungleichverhältnisse re-produziert werden. Es werden zwar Instrumentarien geschaffen, um Männer und Frauen in den Stand der Gleichberechtigung zu versetzen, also Geschlechterdemokratie zu erlangen. Im Rahmen eines Gender-Trainings muss die Frage reflektiert werden, für welche Frauen und für welche Männer die Kriterien der Gleichberechtigung innerhalb der jeweiligen Gesellschaft und deren Institutionen gelten und welche Frauen und welche Männer sich an den Prozessen der Geschlechterdemokratie beteiligen können und dürfen. Erwähnt wurde bereits das Ausschlusskriterium Staatsbürgerschaft. Darüber hinaus geht es um Probleme der Verteilungsgerechtigkeit hinsichtlich gesellschaftlicher Ressourcen, Stellenbesetzungen und Leitungspositionen und wie mit Ungleichheiten oder z.B. Fördermöglichkeiten umgegangen werden soll. Interessante Erfahrungen gibt es in den USA mit dem Instrument des Affirmative-Action-Programms, wie es etwa Birgit Rommelspacher beschreibt, die die Ergebnisse auf ihre Übertragbarkeit auf die Gesellschaft in Deutschland diskutiert.⁹

⁹ Eine Beschreibung davon findet sich bei Birgit Rommelspacher: Anerkennung und Ausgrenzung. Deutschland als multikulturelle Gesellschaft, Frankfurt/Main 2002, S.193 ff

Differenz im Gender-Training

Ausgehend von den genannten Geschlechterdifferenzen, wird im Gender-Training mittels spezifischer Methoden, Übungen usf. versucht, gerade mit Differenzen umzugehen. Dabei ist es zentral, von den vorhandenen Unterschieden in der Wertung in Bezug darauf, wer spricht und wer hört, auszugehen und das einander zuhören ebenso zu vermitteln, wie die Fähigkeit, Differenzen auszuhalten. Ferner ist es wichtig, sich in Ambiguitätstoleranz zu üben, die ein Aushalten unterschiedlicher Bedeutungen für verschiedene Begriffe meint, und den eigenen schnellen Urteilen und Bewertungen zu misstrauen, ist doch jede Vorstellung bereits kulturell geprägt und insofern nicht neutral. Doch bleibt die vielfach erhobene Forderung, dem Anderen zuzuhören, leer, wenn man nicht begreift, dass man selbst immer ein Anderer ist. Der oftmals beschworene Perspektivenwechsel bleibt ein Instrumentarium der Macht, insofern nicht auch die Anderen der Anderen bereit sind, ihre Perspektive und Geschichte zu erzählen. Er bleibt ein Instrumentarium der Macht ebenso wie das Zuhören, insofern die Einen gegenüber den Anderen nur als ein Gefäß fungieren, in das hereingesprochen wird. Wenn jeweils nur die Anderen der Einen sichtbar markiert werden, die Einen aber ihre Stimme verweigern, dient letztlich jedes Reden nur der Absicherung des Immergleichen und geht am Dialog im eigentlichen Sinne vorbei. Gender-Trainings sollen sich hingegen zu einem Ort entwickeln, in dem Verschiedenheit produktiv lebbar wird, indem reflexive Experimentier-Räume geschaffen werden, in denen die Einen und die Anderen je persönlich sichtbar werden können. In solchen Räumen sollte es nicht um den monologischen Austausch von Meinungen und Positionen gehen – solcherart Öffentlichkeit gibt es genug. Im Gegenteil, es soll um das dialogische Sprechen miteinander gehen, dem das Zuhören inhärent ist, in dem die Beteiligten wechseln zwischen Zuhören und Sprechen, indem die Interessen und Hintergründe aller Beteiligten deutlich werden können, ohne Gefahr zu laufen, aus einer Perspektive moralisierend einander zu bewerten. Missverständnisse und Konflikte resultieren oftmals gerade daraus, dass die Hintergründe von Meinungen und Positionen nicht deutlich werden; Konflikte werden schnell auf kulturelle Unterschiede geschoben oder Urteile aus der vermeintlich ethisch besseren Positionen gefällt. Beides hat Verletzungen zur Folge für alle Beteiligten und wirkt sich wiederum auf die Kommunikation aus.

Wenn vom Dialog im eigentlichen Sinne die Rede ist, so gehe ich vom Konzept jenes Dialoges aus, wie er sich in der jüdischen Tradition entwickelt hat.¹⁰ Dieses Konzept hat die Gleichwertigkeit verschiedener Vorstellungen, verschiedenen Meinens, Denkens und Interpretierens in Bezug auf die Welt zum Inhalt. Seine zentrale These ist jene, dass es keine eindeutigen Wahrheiten gibt, keine vermeintlich feststehenden Gültigkeiten, sondern pluralistische Sichtweisen in Bezug auf etwas und Interpretation über etwas möglich sind und Gültigkeit haben. Gerade Gender-Training geht von der Veränderbarkeit von Männern und Frauen, deren Kompetenzen, Vorstellungen und Rollen im gesellschaftlichen Gefüge aus. Hier ist jenes dialogische Prinzip nutzbar und nützlich, weil es von der Begrenztheit der eigenen Erfahrung ausgeht und das Gegenüber benötigt, um eigene Denkstrukturen zu erschüttern und darüber neue Perspektiven im Zusammenhang mit der Komplexität von Gesellschaft erfahrbar zu machen. Bei diesem Dialog geht es nicht darum, sich selbst im anderen zu erkennen, sondern den oder die andere als das Unbekannte zu begreifen und Grenzen des Verstehens zu akzeptieren. Es geht nicht um Einfühlung, sondern um Erkennen. Insofern es hier um Anerkennung von Verschiedenheit geht, kommt die Handlungsebene ins Spiel. Wenn Menschen mit je unterschiedlichen Hintergründen und Positionen in der Gesellschaft in einen Dialog treten, können sie eine gemeinsame Basis finden, von der aus etwas Gemeinsames gefunden werden kann, das eine Verbindung unter ihnen ermöglicht. So könnte diese den Rahmen bilden um Vorstellungen darüber zu entwickeln, wie ein Gemeinwesen demokratisch gestaltet werden kann, ohne in einem starren Ein-für-allemal-Gesetztem zu verharren.

Abschließendes

Wird über Differenz, Diversity und Pluralität gesprochen, so befindet man sich in einem Dilemma. Differenzen zu benennen ist insofern hilfreich, als verschiedene reale Standorte in der Gesellschaft deutlich werden und Identitätskonzepte theoretischer als auch persönlich-individueller Art darauf basieren, die die je verschiedenen Erfahrungen und Biographien bestimmen. Gleichzeitig aber zurren Differenzen Menschen fest in einem immer schon vorherbestimmten gesellschaftspolitischen Geflecht von Zuschreibungen und Verortungen. So könnten reflexive Räume Experimentierräume sein, in denen Menschen sich als Verschiedene begegnen und für einen Augenblick die Mäntel der Kultur ablegen und sich gegenseitig ihre Geschichten erzählen, jenseits des schon immer Gewussten. Erst so ist ein gegenseitiges Erkennen als Men-

¹⁰ Leah Carola Czollek: Ein Dialog mit dem Ziel der Gleichberechtigung. In: Zeitschrift der Initiative Minderheiten „Stimme“ 42/1 2002, Wien 2002, S.10 ff

schen in dem Sinne möglich, in dem sich hinter der Kategorie Mann oder Frau jeweils ein Mensch befindet, mit Intentionen und Geschichten, mit Visionen und Ideen, die mit den Imagines der jeweils Anderen nicht deckungsgleich sind. Um an dieser Stelle Missverständnissen vorzubeugen: reflexive Experimentierräume sind keine Räume, in denen alle aufgefordert sind, bequeme Kleidung zu tragen und eine Decke mit zu bringen. Vielmehr können sie politische Arbeitsräume sein, in denen neue Umgänge ausprobiert, diskutiert und kritisch analysiert werden und in denen – als hoffnungsvollste Vision – etwas Neues entstehen kann.

Gender-Trainings sind offen. Ihr Erfolg ist nicht sogleich messbar, ihre Ergebnisse ungewiss. Wie der hier nur skizzierte Dialog brauchen sie die Verunsicherung, um vermeintliche Gewissheiten aufzulösen. Aber Veränderung von angeblich von jeher und für immer Festgelegtem ist zugunsten (politischer) Gleichheit möglich und braucht Geduld.

Kurzbiografien der Autorinnen

Dr. Edith Bauer

Studium der Germanistik, Philosophie, Sozialwissenschaften in Wien und Berlin, Lektorin, Journalistin, Dozentin, u.a. in der sozialen Mädchen- und Frauenarbeit und beim Sozialpädagogischen Institut Berlin, seit 1996 Lehrbeauftragte an der ASFH und seit 2001 Gastprofessorin für Sozialphilosophie/Anthropologie, bietet Lehrveranstaltungen zu Gender-Studies bzw. feministischer Theorie, Psychoanalyse, Sozialphilosophie und Wissenschaftsgeschichte/wissenschaftlichem Arbeiten an. Forschungsschwerpunkte: Mutterschaft/Schwangerschaft in der Adoleszenz, Moralentwicklung- und verständnis, Ethik Sozialer Arbeit

Leah Carola Czollek

Geb. 1954 in Berlin/Ost, lebt derzeit in Wien und Berlin, hat Jura studiert, ist freie Wissenschaftlerin, externe Lehrbeauftragte, stellvertretende Frauenbeauftragte der Alice-Salomon-Hochschule und Mediatorin sowie Begründerin von czollek consult. interkulturelle dialoge und Mitbegründerin des emma goldman institutes in Berlin. Redaktionsmitglied der Zeitschrift Quer. Denken. Lesen. Schreiben der ASFH. Vorträge und Seminare zu den Themenschwerpunkten: interkulturelle Mediation, Dialog, Interkulturalität, Rassismus, Antisemitismus, Social Justice Training und Gender-Training. Veröffentlichungen zu diesen Themen in diversen Zeitschriften und Sammelbänden. Neueste Publikation: Verständigung in finsternen Zeiten. Interkulturelle Dialoge statt „Clash of Civilizations“, Hg., gem. mit Gudrun Perko, Köln 2003; Publikation in Arbeit: Differenzdilemmata: Queeres Denken jenseits kultureller Verortungen, Hg., gem. mit Gudrun Perko

Silke-Birgitta Gahleitner

Sozialpädagogin und Psychotherapeutin (A), arbeitet als integrative Gestalttherapeutin in einer stationären Einrichtung für Mädchen nach (sexueller) Gewalterfahrung und als Lehrbeauftragte an verschiedenen Berliner Hochschulen. Im Rahmen des Stipendienprogramms des Alice-Salomon-Promotionskollegs promoviert sie momentan zu geschlechtsspezifischem Coping nach sexueller Gewalt am Institut für Klinische Psychologie der Freien Universität Berlin

Dr. Gudrun Perko

Geb. 1962 in Österreich, Dipl. Sozialarbeiterin und Mag. Dr., lebt in Berlin. Sie ist Philosophin, freie Wissenschaftlerin und externe Universitätslektorin sowie

Wissenschaftscoach in Österreich und Deutschland. Mitbegründerin der feministischen Forschungsgemeinschaft zu Philosophie und Politik in Wien und des emma goldman institutes in Berlin. Lehr- und Forschungsschwerpunkte: Philosophie der Politik (Gleichheit-, Differenz- und Pluralismustheorien, Demokratiekonzeptionen), Verhältnis Ethik und Politik, Gender- und Queerstudies. Publikationen u. a.: Aufschlüsse der Einbildungskraft. Auswirkungen und Wirkungsweisen der Phantasie, Pfaffenweiler 1993; Phänomene der Angst. Geschlecht Geschichte Gewalt (gem. mit Alice Pechriggl), Wien 1996; Mutterwitz. Das Phänomen Mutter eine Gestaltung zwischen Ohnmacht und Allmacht, Hg., Wien 1998 (zweite Auflage 2001); Mahlzeit. Frauen zwischen Siebzig und Hundert erzählen aus ihren Erinnerungen, Hg., Wien 2000; Verständigung in finsternen Zeiten. Interkulturelle Dialoge statt „Clash of Civilizations“, Mhg., gem. mit Leah Carola Czollek, Köln 2003; Publikation in Arbeit: Differenzdilemmata: Queeres Denken jenseits kultureller Verortungen, Mhg., gem. mit Leah Carola Czollek

Babette Rohner

Soziologin und Sozialarbeiterin. Seit 1988 unterrichtet sie nebenberuflich an verschiedenen Berliner Fachhochschulen und Universitäten. Ihre Themenschwerpunkte sind zum einen die aktuellen Theorien zu Fragen der Geschlechtsidentität zum anderen die Lebenssituation von Kindern heute. Hauptberuflich berät und unterstützt sie Frauen, die Opfer von Menschenhandel geworden sind. Näheres hierzu: www.ban-ying.de.

Lydia Schambach-Hardtke

Geb. 1942, Sozialpädagogin, Studium an der Fachhochschule Berlin; promoviert zum Thema: „Von der Männergewerkschaft zur Geschlechtergewerkschaft?“ Der Umstrukturierungsprozess von fünf Einzelgewerkschaften zur Dienstleistungsgewerkschaft ver.di

Dr. Heike Weinbach

Geb. 1960 in Koblenz, Frauenbeauftragte an der Alice-Salomon-Fachhochschule, Philosophin, Gestaltpädagogin, Mediatorin, Social Justice und Diversity-Trainerin. Wissenschaftliche Schwerpunkte: Gender(-mainstreaming), Ethik (Schwerpunkt: Gerechtigkeit), Radikale Philosophie, Anarchismus. Neueste Publikation: Mhg. (zus. mit Thomas Heinrichs und Frieder Otto Wolf): Die Tätigkeit der PhilosophInnen, erscheint im Herbst 2003, Münster, Verlag Westfälisches Dampfboot